



Ludmilla Owdijenko ist am 1. Mai 1948 im Dorf Nowa Grebija, Gebiet Sumy geboren.

Sie hat eine 40-jährige Berufserfahrung als Journalistin. Sie ist Mitglied der Nationalen Schriftstellervereinigung der Ukraine, der Internationalen Assoziation der Schriftsteller und Publizisten, der Nationalen Journalistenvereinigung und Autorin einer ganzen Reihe von Lyrik- und Prosabücher, sowie Preisträgerin des All-ukrainischen Olesj-Literaturpreises und des Peter Artemenko-Literaturpreises.

Sie wohnt in Kobeljaki, im Gebiet Poltawa und ist Ehrenbürgerin dieser Stadt.

ISBN 978-3-00-046837-7

Wir sind keine Feinde mehr

Ludmilla Owdijenko

Ludmilla Owdijenko

Ми більше
не вороги



**Wir
sind
keine
Feinde
mehr**

Ludmilla Owdijenko
Wir sind keine Feinde mehr

Ludmilla Owdijenko

Wir sind keine Feinde mehr

Erinnerungen ukrainischer Zwangsarbeiter und ihrer
Tochter, 1930er Jahre bis 2009

Mit einem Vorwort und einer Chronik zur
Städtepartnerschaft Singen – Kobeljaki
von Wilhelm Josef Waibel

Übersetzt von Elena Daniljuk †, Valentina Hohenstein
Graphische Bearbeitung von Markus von Wischetzki

Singen am Hohentwiel 2014

Ein Beitrag zur Städtepartnerschaft zwischen Singen und Kobeljaki, die seit 1993 besteht.

© Stadt Singen am Hohentwiel
Beauftragte für die Städtepartnerschaft Singen - Kobeljaki

Titel der Originalausgabe:
ЛЮДМИЛА ОВДИЄНКО: Ми більше не вороги. Poltava 2009

Umschlaggestaltung: Markus von Wischetzki
Fotos von Ludmilla Owdijenko, Konstantin Bobryshev
Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Fotografen.
Fotolayout: Markus von Wischetzki
Lektorat, Layout & Satz: Carmen Scheide

ISBN 978-3-00-046837-7

Jegliche Form der Verwendung und Vervielfältigung ohne Genehmigung der Autorin ist untersagt.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stadt Singen.

Inhalt

Bernd Häusler

Grußwort vom Oberbürgermeister der Stadt Singen Wir sind keine Feinde mehr – ein schlichter, ein vermeintlich selbstverständlicher Satz – heute – in Europa!	5
---	---

Wilhelm Josef Waibel

Vorwort: Danke, Ludmilla.....	7
-------------------------------	---

Ludmilla Owdijenko

Wir sind keine Feinde mehr	13
Was weiß ich von den Deutschen?	15
„Unsere Geschichte“ 1941	19
Kobeljaki, Juli 1991.....	20
„Unsere Geschichte“ 1942	27
Kobeljaki, August 1991	29
„Unsere Geschichte“ 1942	30
Kobeljaki, Oktober 1991	31
„Unsere Geschichte“ 1943	35
Kobeljaki, November 1991	37
„Unsere Geschichte“ 1943	41
Interview mit Oberbürgermeister Friedhelm Möhrle: „Ich lerne die Ukraine durch Kobeljaki kennen“	47
„Unsere Geschichte“ 1944	58

Kobeljaki 1993	59
„Unsere Geschichte“ 1944	61
Kobeljaki, August 1994.....	63
„Unsere Geschichte“ 1945	66
Kobeljaki, November 1994	70
„Unsere Geschichte“ 1945	72
Blick in mein Inneres	77
„Unsere Geschichte“ 1945	79
Kobeljaki 1995	83
„Unsere Geschichte“ 1945–1946	84
Kobeljaki – Singen, September 1995	87
Brief aus Jagotyn , Oktober 1995	116
Kobeljaki, Januar 1996	117
„Unsere Geschichte“ 1952	124
Kobeljaki, Juli 1996	132
„Unsere Geschichte“ 1952	135
Kobeljaki, September 1997	141
„Unsere Geschichte“ 1953–1954	144
Hlynsk (Ostriw) 1997	151
„Unsere Geschichte“ 1956–1958	160
Kobeljaki 1998	167
„Unsere Geschichte“ 1960 und 1965	168
Ein Schuss aus dem Krieg.....	173
Singen, Februar 1999	178

Kobeljaki, Mai 1999.....	182
Lypowe – Ostriw – Kobeljaki 2000	185
Optimistin Tina Popkowa	186
Kobeljaki 2000.....	191
Kobeljaki 2001.....	192
Singen 2003.....	193
Prothese für den „Afghanen“	197
Singen 2004.....	198
Kobeljaki 2005.....	199
„Willi und Iwan haben sich verbrüderet“	200
Singen, August 2006	206
Erinnerungen, Überlegungen, Kommentare	208
Der Vater: Ukrainer – die Mutter: Deutsche	213
Kobeljaki, Oktober 2006	216
Blick ins Innere	218
Schlusswort.....	223
Wilhelm Josef Waibel	
Der weite Weg vom Hohentwiel zum Dnjepr	
Chronik der Städtepartnerschaft Singen - Kobeljaki	225

Bernd Häusler

**Wir sind keine Feinde mehr –
ein schlichter, ein vermeintlich selbstverständlicher Satz
– heute – in Europa**

Und dennoch ein Satz, der in etlichen Teilen unserer heutigen Welt leider kein selbstverständlicher Satz ist. Bisweilen fragt man sich gar, wie ein solcher Satz angesichts dessen, was Menschen anderen Menschen anzutun fähig sind, über die Lippen kommen kann.

Wir sind keine Feinde mehr. Ein Satz, aus dem Hoffnung spricht. Hoffnung darauf, dass erlittenes Leid und Unrecht nicht notwendigerweise in die Spirale von Vergeltung und Wiedervergeltung führen muss. Hoffnung darauf, dass Menschen fähig sind, zu vergeben, wenn es Menschen gibt, die das Ihre dazu beitragen, dass Vergebung gegeben werden kann.

Die ukrainische Autorin Ludmilla Owdijenko zeigt in ihrem Buch eindrucksvoll den langen Weg auf, den sie gehen musste, bis sie diesen Satz formulieren konnte. Da sind die Tagebuchauszüge ihres Vaters, der als junger Mann in die Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt wurde und auch in der damaligen Sowjetunion darunter zu leiden hatte. Eindrücklich und bedrückend sind viele dieser Einträge, sie zeichnen ein ganz persönliches Bild der Deutschen als Eroberer, als Besatzer und Zerstörer.

Diesen stellt Ludmilla Owdijenko ihre eigenen Aufzeichnungen gegenüber, die mit der Städtepartnerschaft zwischen dem ukrainischen Kobeljaki und dem deutschen Singen am Hohentwiel Anfang der 1990er Jahre beginnen.

Sehr eindrucksvoll lässt sich beim Lesen ein Wandel in der Einstellung von Ludmilla Owdijenko nachvollziehen. Dominierten bei den ersten Begegnungen mit den Deutschen noch Misstrauen und Ablehnung, erwächst in ihr langsam das Vertrauen in das ehrliche, aufrichtige Bemühen dieser neuen Deutschen, namentlich des Singener Bürgers Wilhelm Waibel, altes Unrecht wieder gutzumachen.

Über alle Bitternis und alles Leid hinweg, das ihre Familie im deutschen Namen erleiden musste, kann sie die Hand zur Versöhnung reichen.

Dieses Buch zeigt, wie aus den dunkelsten Kapiteln der Verbrechen des Zweiten Weltkrieges heraus neues Vertrauen und neue Freundschaft zwischen zwei Völkern geschaffen werden kann, wenn es Menschen gibt, die aktiv daran arbeiten.

Wir sind keine Feinde mehr – ein schlichter Satz, um diesen jedoch überhaupt formulieren zu können, bedurfte es unglaublich viel Mühe, Verständnis und Geduld.

Davon handelt dieses Buch.

Singen, im März 2014

Der Oberbürgermeister

Wilhelm Josef Waibel

Vorwort: Danke, Ludmilla!

Da liegt nun ein ins Deutsche übersetztes Buch vor uns, geschrieben von einer erfahrenen ukrainischen Journalistin, von Ludmilla Owdijenko, die in der Singener Partnerstadt Kobeljaki im Gebiet Poltawa lebt. Sie ist eine anerkannte Publizistin in der Ukraine, Trägerin vieler Auszeichnungen und Literaturpreise, und sie war über Jahrzehnte hinweg auch die leitende Redakteurin der Zeitung „ÄHRE“ (ukr. Kolos), die im Raum Kobeljaki erschien.

Diese mutige Frau hat einen hohen Anteil am Erfolg der partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Kobeljaki und Singen, wenngleich uns da am Anfang unserer Friedens- und Versöhnungsbemühungen eine Journalistin bei allen Veranstaltungen und Treffen in Kobeljaki gegenüber trat, die uns – zwar journalistisch absolut korrekt – jedoch anfänglich kritisch begleitet hat. Das war spürbar im Rahmen unserer Begegnungen mit den offiziellen Stellen in Kobeljaki, vor allem aber bei den ersten Zusammentreffen mit ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die während des 2. Weltkrieges in Deutschland, viele davon auch in unserer Heimatstadt Singen, leben mussten. Deutlich war das auch erkennbar bei Besuchen von Soldatengräbern im Umfeld von Kobeljaki, bei Zusammentreffen mit ehemaligen Offizieren und Mannschaften der Roten Armee.

Anfangs also ein schwieriger – für uns nicht so richtig einschätzbarer - Umgang mit dieser Journalistin, deren Arbeit

doch für unsere Bemühungen dort sehr wichtig war: Darstellung unserer Aktivitäten und Bemühungen für die ehemaligen Zwangsarbeiter in der fernen Stadt Kobeljaki.

Aber - wer so wie ich – hautnah eben diese ersten Treffen mit ehemaligen Opfern aus dem Überfall der Ukraine durch die deutsche Wehrmacht erlebt hat und auch die Begegnungen mit Familien, welche Ehepartner oder Kinder suchten, die aus den Deportationen nach Deutschland nicht mehr nach dem Krieg zurückgekehrt waren, nur der kann eben auch die ursprüngliche Haltung von Ludmilla Owdijenko verstehen. Sie war vor allem geprägt durch die negativen Erlebnisse ihrer Eltern bei deren Zwangsarbeit in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs, was von der Verfasserin des Buches ja ausführlich aufgezeigt wird.

Ich kann eigentlich nichts anderes dazu sagen als „DANKE LUDMILLA“!

Frau Owdijenko hat als Titel ihres Buches 5 Worte verwendet, die wertvoller sind als Gold: „Wir sind keine Feinde mehr!“ Was kann man denn Größeres erwarten als diese Aussage? Wie schön, wie wertvoll wäre es, wenn überall in der Welt, wo auch heute wieder Krieg und Terror wüten, diese 5 Worte als Zeichen der Versöhnung und des Friedens ausgesprochen würden: „Wir sind keine Feinde mehr!“

Das Buch soll dem Leser ein wenig vermitteln, wie lang und wie steil die Wege aus dem Tal der Tränen hinauf in das Licht des Friedens sind und es soll auch aufzeigen, wie mit hohem Aufwand unsererseits Überzeugungsarbeit geleistet werden musste, um Feindschaft abzubauen. Aber mit Hochachtung sehe ich vor allem die Bereitschaft der ehemaligen

Zwangsarbeiter und der ehemaligen Offiziere und Soldaten der Roten Armee, uns Besucher aus dem „Feindesland“ in die Arme zu nehmen und ehemaligen Wehrmachtssoldaten aus Singen, die mit uns dorthin reisen konnten, die Hand zu drücken: Wir sind keine Feinde mehr !

Nun gilt es aber auch noch Worte des Dankes zu sagen dafür, dass dieses Buch jetzt auch in deutscher Sprache erscheinen kann. Da ist in erster Linie Elena Daniljuk aus Poltawa zu nennen: Sie hat vom Anfang aller Kontakte an – also über mehr als 30 Jahre hinweg – selbstlos die Sprachbarrieren überwunden, die andernfalls viele unserer Bemühungen zum Scheitern gebracht hätten. Sie hat dieses Buch übersetzt, bis ihre Krebserkrankung sie besiegt hat. Es ist einiges dabei offen geblieben; hier hat Frau Valentina Hohenstein aus Singen ebenso uneigennützig die sprachlichen Lücken gefüllt. Wenn insgesamt in diesem Buch Schwächen zu entdecken wären, dann möge der Leser dies verzeihen. Dies ändert nichts am hohen Wert der journalistischen Arbeit von Ludmilla Owdijenko! Der Dank gilt auch dem Fotografen Konstantin Bobrishev, der unsere Versöhnungsarbeit über fast zwei Jahrzehnte hinweg fotografisch begleitet hat und der seine Fotos im Buch „Wir sind keine Feinde mehr“ selbstlos zur Verfügung gestellt hat.

Da soll auch ein Dankeschön gesagt werden an alle ehemaligen und derzeitigen Führungskräfte in der Kreis- und Stadtverwaltung Kobeljaki. Gleiches gilt aber auch für die verantwortlichen Personen in der Stadtverwaltung Singen. Aber auch allen anderen Unterstützern dieses Friedens- und Versöhnungswerkes, vor allem jenen, die mit mir zusammen die erste Reise nach Kobeljaki unternommen haben, aber auch

den Kreisen in unserer Stadt, die durch ihre finanzielle Unterstützung unsere Hilfsprojekte in der Partnerstadt unterstützt haben, gilt mein aufrichtiges Dankeschön!

Es ist noch etwas zu sagen zu der grafischen Darstellung des Stacheldraht-Kreuzes „Wir sind keine Feinde mehr“ auf dem Buchumschlag: Bei Erdarbeiten im Bereich der ehemaligen Gefangenenlager an der Fittingstraße in Singen, so auch beim Aushub des Bunkers unter der Gefangenen-Kapelle St. Theresia habe ich noch Stacheldraht von der Lagerumzäunung und abgeschossene Gewehrmunition gefunden. Aus diesen Relikten ist dann in meinen Händen ein Kruzifix entstanden, dessen Abbildung von Markus von Wischetzki aus Singen – ebenfalls in uneigennütziger Weise – graphisch aufgearbeitet wurde. Er hat auch den Druck eines ersten Probe-Exemplares dieser Arbeit – trotz seiner schweren Erkrankung - ermöglicht. Mein herzliches Dankeschön gilt Frau PD Dr. Carmen Scheide, die mit großem Engagement und wertvoller Fachkenntnis die Veröffentlichung der deutschen Fassung von „Wir sind keine Feinde mehr“ vorangetrieben hat: Ohne ihren Einsatz hätte dieses Werk kaum eine Chance gehabt, veröffentlicht zu werden.

Ich kann an dieser Stelle jetzt nur noch einmal allen danken, die – über Jahrzehnte hinweg - am Werk der Versöhnung und des Friedens mitgearbeitet haben, die mitgeholfen haben, dass Ludmilla Owdijenko - trotz ihrer ursprünglich kritischen Einstellung zu uns Deutschen - ihr Buch hat mit dem Titel versehen können: „Wir sind keine Feinde mehr!“

Singen, im Juli 2014

Wilhelm Josef Waibel



Ludmilla Owdijenko
mit dem Tagebuch
ihres Vaters

Ludmilla Owdijenko

Wir sind keine Feinde mehr

Kobeljaki 2006

Es ist ein wunderbarer Morgen. Ich habe ein besonderes Gefühl der Erhabenheit, das manchmal ohne jeden Grund und ohne Verbindung zur Realität entsteht. Noch gestern war die Welt trübe, die Arbeit – eine Last, und heute schon laufe ich wie beflügelt zur Arbeit, mein Herz singt. Vielleicht hat jemand alle Planeten im Himmel über Nacht in die für mich günstigste Lage umgestellt, und ich fühle, dass meine Sternzeit gekommen ist. Da ist schon unser Redaktionsgebäude. Mein Arbeitszimmer.

„Hallo, Freundin! Hast du auf mich gewartet?“, frage ich meine prächtige Zimmerrose, die mich mit jedem Blatt still begrüßt. Ich pflege sie so, wie der „Kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry für seine sorgte. Aber seine Rose war zerbrechlich und wehrlos, und meine ist keine Zimmerpflanze mehr, sondern ein richtiger Baum. Sie nimmt schon ein halbes Zimmer ein und wächst immer weiter. Und ich rutsche immer weiter zur Tür, damit die Zweige ungestört gedeihen können. Irgendwann wird mich dieser Baum ganz verdrängen, aber noch kommen wir wunderbar miteinander aus und tanken voneinander Energie.

Das Gießen der Rose ist kostbar. Danach geht es gleich an die Arbeit – Entwürfe, Korrekturen, Originale, Kopien, durchgestrichene und wieder angefangene Artikel, leere Blätter... Für mich ist es kein Papierchaos, sondern schöpferische Harmonie, weil alles, was sich auf dem Tisch

befindet, zu einem Prozess, zu einem gut funktionierenden Mechanismus gehört. Nur die Telefonanrufe bedeuten jedes Mal eine kleine Katastrophe: Man verliert den Faden und hat nicht immer das Glück, den Gedanken wiederzufinden.

Kaum habe ich ans Telefon gedacht, so klingelt es schon. Aber nicht so wie immer. Gewöhnlich klingelt es fröhlich und klangvoll. Diesmal aber irgendwie böse und scharf, als ob es mich warnen will, dass auf mich Unannehmlichkeiten warten. Der erste Gedanke war: Wie unangenehm es doch klingelt! Ich erinnerte mich an Zeilen aus einem alten Gedicht von mir:

*Ein Anruf ist wie ein Skalpell in der Hand eines Chirurgen,
es schneidet ins Herz, zunähen kann es dieses aber nicht.
Der Reflex war schneller als meine Intuition:
Während sie mir vorsagte, den Hörer nicht abzunehmen,
hatte die Hand ihn schon abgehoben.*

Die Stimme war dem Klingeln ähnlich: „Hallo, spreche ich mit der Redakteurin? Hören Sie, warum loben Sie in der Zeitung die Deutschen? Wozu sind sie wiedergekommen? Was haben sie hier in Kobeljaki verloren? Man muss sie erschießen, so wie sie damals uns erschossen haben! Sie wissen nicht, was Krieg ist! Sie wissen nichts von den Deutschen! Ich habe Sie bisher so geachtet, Sie aber...“

Klack! Auf der anderen Seite hat man laut und wütend den Hörer aufgelegt. Es interessierte meine Abonnentin nicht, was ich antworten würde. Sie wählte die einfachste Variante: Sie sagte, was sie wollte, und Schluß!

Der helle Morgen wurde auf einmal grau. Die Seele wurde leer. Ich saß lange und spürte in der Brust eine unverdiente Beleidigung wachsen. Und dann, um mich nicht mehr damit zu plagen, schob ich alles beiseite, womit ich so begeistert meinen

Tag begonnen hatte. Wenn ich keine Möglichkeit habe, mich im Telefongespräch zu rechtfertigen, so mache ich es auf dem Papier. Eigentlich ist es mir schon lange ein Bedürfnis endlich dieses Thema zu erörtern, das von der empörten Leserin angesprochen wurde. Ihr Anruf hat nur bestätigt, dass die Zeit dafür reif ist. Mir wurde klar, dass ich eine Art Beichte schreiben müsste – für mich selbst und für diejenigen, die meine Ansichten teilen, besonders aber für die Opponenten, die zu kategorisch urteilen.

Nach der Gewohnheit, die ich im Laufe der Jahrzehnte meiner Journalistentätigkeit erworben habe, schrieb ich zuerst den ersten Titel:

Was weiss ich von den Deutschen?

Schon in meiner Kindheit wusste ich von ihnen das Wichtigste: Sie sind Feinde.

Und die Feinde muss man hassen. Weil ich auf der Erde barfuß ging, die von Feuer und Explosionen immer noch heiß war. Ich lebte unter den Menschen, die durch den Krieg verwaist, verkrüppelt und unglücklich waren. Darüber waren fast alle Bücher und Filme. In der 5. Klasse boykottierte ich Deutschstunden: Ich hielt es für Verrat, die Sprache der Feinde zu lernen. Vor mir tauchen andere Bilder auf: Mein Schwesterchen und ich sitzen aneinandergeschmiegt und hören der Mutter zu: Sie liest uns die Erzählung von „Soja und Schura“ (Kosmodemjanski) vor.¹ Wir sind sehr erschrocken. Ich beginne, als Erste zu weinen. Aber als die Mutter zu lesen

¹ Soja Kosmodemjanskaja (1923-1941), sowjetische Partisanin im Zweiten Weltkrieg, Heldin der Sowjetunion, populäre Figur als Vorbild für den sowjetischen Widerstand gegen die Deutschen.

aufhört, bitten wir sie: „*Weiter!*“ Und später, als wir schon im Bett liegen, sage ich: „*Wenn ich groß bin, so werde ich alle Deutschen umbringen!*“ – „*Ich auch!*“

Früh erfuhr ich, dass meine Eltern das nazistische Joch erleben mussten: Beide wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Die Mutter – von der Station Talalajiwka (heute Gebiet Tschernigiw) mit der Eisenbahn, die von ihrem Vater, also meinem Großvater Mychailo Kurotschka vor dem Krieg gebaut wurde. Den gleichen Weg, aber von der Station Romny (Gebiet Sumy), musste mein Vater fahren. Natürlich waren sie damals noch nicht meine Eltern, sie kannten einander überhaupt noch nicht.

Sie lernten sich in Berlin kennen. Sehnsucht nach der Heimat, Angst vor dem Unbekannten und das heiße junge Blut brachten sie einander näher. Der Romantiker Mykola Owdijenko (er dichtete damals schon, spielte viele Musikinstrumente, malte sehr gut) konnte nicht gleichgültig bleiben, als er das hübsche Mädchen aus seiner Heimat sah, dass von allen Freundinnen zärtlich „*Pascha*“ genannt wurde.

Dank dieser Begegnung sind sie vielleicht am Leben geblieben. Denn alles, was für die beiden unerträglich, unmöglich und schwer war, wurde plötzlich von der Liebe erhellt. Die Liebe strebt ja immer nach Zukunft. Eines Tages, als die Gefahr einer Trennung besonders real war (Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden immer wieder von einem Betrieb zum anderen geschickt), ernannte der Vater seine Freundin zur Ehefrau, und man erlaubte ihnen, in einer Familienbaracke zu wohnen. Ihr Leben unter dem Joch konnte jede Minute zu Ende sein. Aber Zärtlichkeit und Treue haben die beiden behütet.

Nach vielen Jahren, wenn bei meinen Eltern nicht alles klappte, wenn sie schon zweifelten, ob sie weiterhin zusammenbleiben

sollten, halfen ihnen nach meiner Meinung die Erinnerungen an das gegenseitige Versprechen, einander ewig zu lieben und treu zu bleiben, das sie in schweren Jahren einander leisteten. Dieses Versprechen half, unsere Familie zu erhalten. Den Text dieses Versprechens, der 1943 geschrieben wurde, lese ich immer wieder im Tagebuch meiner Eltern. Beide schrieben abwechselnd das Tagebuch. Der Vater trug seine Hefte in der Brusttasche sogar während Bombenangriffen. Trotz Lebensgefahr notierte er in seine Hefchen. Erst nach dem Krieg hat er alle Hefchen eingeordnet, machte einen festen Umschlag, klebte seine Briefe und die der Mutter hinein – und bekam dadurch einen umfangreichen Band mit dem Titel „*Unsere Geschichte*“. Immer, wenn ich dieses Buch zur Hand nehme, habe ich das Gefühl, elektrisiert zu sein.



Vaters Tagebuch

„Unsere Geschichte“ 1941

1. Mai

Diesen Tag feierten wir mit den Jungs zum ersten Mal wie Erwachsene: Wir kauften eine Viertelflasche Wodka für vier Personen und aßen Käse dazu. Wir sind in zwei Monaten sowieso keine Studenten der pädagogischen Fachschule in Gadjatsch [Gebiet Poltawa] mehr, sondern richtige Lehrer.

22. Juni

Unterwegs von Nowa Greblja nach Gadjatsch erfuhr ich vom Kriegsbeginn. Ich wollte es nicht glauben, das Herz schmerzte, als ob es eine Wunde hätte.

30. Juni

Abschlussfeier des 3. Studienjahres. Alle bemühten sich, nicht an den Krieg zu denken. Alte Lehrer sahen mitleidig, wie wir uns amüsierten. Wie vor einem Unglück. Ich werde in meinem Heimatdorf als Lehrer arbeiten. Bei der Abschlussfeier las ich mein Gedicht „Zur Waffe, Volk!“ vor.

10. September

Über unserem Haus brach heute ein Luftkampf aus. Der feindliche ‚Messerschmitt‘-Flieger hat unseren zweimotorigen Bomber getroffen, und dieser fiel ans Ufer vom Fluss Sula. Zusammen mit vielen Dorfbewohnern lief ich auch dorthin. Die Besatzung blieb am Leben, nur der Navigationsoffizier Woropajew war tot. Er ist zu spät mit dem Fallschirm rausgesprungen. Seine Leiche bargen wir aus dem Wasser und beerdigten ihn im Zentrum des Dorfes.

15. September

Am Mittag ratterte durch unser Brygidivka ein deutscher Motorradfahrer. Kurz danach erschien ein Auto. Nach zweieinhalb Monaten Krieg sah ich die Deutschen zum ersten Mal. Technik und Uniform der Feinde flößten uns Furcht ein. Der schwarze Adler am Hakenkreuz wurde für mich seit jeher zum Symbol des Todes...

Kobeljaki, Juli 1991

16. Juli. Genau nach 50 Jahren wiederholte ich die Worte meines Vaters, die in seinem Tagebuch stehen: „*Heute habe ich zum ersten Mal Deutsche gesehen.*“ Damals waren es Besatzungstruppen. Heute kam eine große Delegation nach Kobeljaki – in Frieden und Freundschaft.

Unsere Menschen reagierten auf diesen Besuch nicht eindeutig. Die Jugendlichen – mit Interesse, diejenigen, die den Krieg erlebt hatten, - mit Misstrauen und Argwohn.

Auch mein Herz blieb kalt, als ich zum offiziellen Treffen mit den Gästen ging. Ich ging also und stimmte mich ein: Keine Emotionen, keine Assoziationen, du machst nur deine journalistische Pflicht, und zwar objektiv und nicht vorgefasst! An diesem Tag erschien Wilhelm Waibel in meinem Leben. Nicht als eine Episode, sondern als ein Ereignis, das sowohl meine Gedanken als auch mein Herz berührte.

Die Delegation kam aus der Stadt Singen. Wenn wir die Sprache des Krieges sprechen (andere Erfahrung hatten wir bis jetzt nicht), liegt diese Stadt geografisch weit im Hinterland der BRD. Stellt euch vor: Nur eine Bombe fiel auf diese Stadt.² Es

² Diese Aussage beruht auf einem Missverständnis: Bei diesem Angriff wurden viele Bomben abgeworfen, aber *eine* Bombe blieb als Blindgänger liegen. (Anmerkung v. W.J. Waibel)

war am ersten Weihnachtsfeiertag 1944. Das hat solches Entsetzen unter wohlhabenden Sängern hervorgerufen, dass dieser Blindgänger später zu einem Museumsexponat wurde, das seither als Mahnung an der Abwurfstelle ausgestellt ist. Die Stadt Singen ist aber von massiven Kriegshandlungen einigermaßen verschont geblieben. Das gab es in der Ukraine nicht. Die damaligen Deutschen haben so viele Bomben auf uns geworfen, dass wir sie noch heute in der Erde finden – häufiger als echte Bodenschätze.

Und jetzt das Wichtigste über Singen: 1942 wohnten dort ca. 18.000 Menschen, ein Sechstel davon waren Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Die meisten stammten aus der Ukraine. Und am häufigsten stand in den damals aufgefundenen Karteikarten: „*Ständiger Wohnsitz – Gebiet Poltawa*“. Diese Menschen arbeiteten in einem Munitionswerk³, im Aluminiumwerk und in der Maggifabrik⁴, die Suppen für die Wehrmacht produzierte. Was haben die Gefangenen in der Sklaverei erlebt? Wer blieb am Leben und wurde befreit, wer blieb für immer in der fremden Erde? Wie verlief ihr Leben nach der Rückkehr in die Heimat?

In der Ukraine konnte diese Frage nur der Staatssicherheitsdienst beantworten, unter dessen Aufsicht sich ehemalige Zwangsarbeiter befanden. Aber von diesem Dienst konnte man keine Information bekommen. Was die Öffentlichkeit angeht, so interessierte sich diese überhaupt nicht für die Schicksale der Zwangsarbeiter. Die Gesellschaft, von der Partei inspiriert, rühmte die Helden der Front und die Illegalität des Hinterlandes, aber sie schämte sich der Menschen, die in die nazistische Sklaverei verschleppt wurden.

³ Georg Fischer A: Kommentar W.J. Waibel (Anm. W.J. Waibel)

⁴ Während der deutschen Besatzung 1941-1943 gab es ein Maggiwerk in Kiew.

Jahre vergingen, aber die Wahrheit über diese Opfer des Krieges war unerwünscht und unbequem, weil sie kompromittierende Tatsachen über das totalitäre Regime hätte ans Licht bringen können. Für sowjetische Bürokraten würde diese Wahrheit bedeuten, dass sie sich selbst für schuldig hätten erklären müssen – vor Tausenden ihrer Landsleute – und zwar dafür, dass die Macht diese Menschen zu Parias im eigenen Land gemacht hatte, und dass sie - nachdem sie alle Stufen der Hölle unter dem nazistischen Joch überwunden hatten, krank, erschöpft nach Hause gekommen waren. Und hier erlebten sie nicht Mitleid, sondern Verachtung. So blieben sie dann ihr ganzes Leben lang seelisch von dieser Ungerechtigkeit geprägt. Aber die Kommunisten hatten immer Recht, taten immer das Richtige, begingen niemals Fehler.

Schon seit Jahren suchte der Singener Bürger Wilhelm Waibel, der sich für die Geschichte seiner Heimat interessierte, in der für uns fremden Stadt nach jeder Information über die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Ukraine. Er verstand es als Ehrenpflicht, einen objektiven Bericht über die Kriegsjahre in seiner Stadt aufgrund noch erhaltener Dokumente zu verfassen.⁵ Nicht immer gelang es ihm, entsprechende Unterlagen in Archiven zu finden, denn in den Nachkriegsjahren wurden viele kompromittierende Dokumente vernichtet. Deshalb waren für ihn Augenzeugenberichte sehr wichtig, und er versuchte, den Radius seiner Recherchen auszuweiten. Weiter suchte er den Kontakt zu ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Aber alle seine Bemühungen endeten vor einem unüberwindbaren Hindernis: Das sowjetische System

⁵ Waibel, Wilhelm J.: Schatten am Hohentwiel. Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Singen. Konstanz 1997².

wollte nichts an den schon traditionellen Freund-Feind-Begriffen korrigieren. Erst mit Michail Gorbatschows⁶ ‚Glasnost und Perestrojka‘ verschwanden viele Hindernisse auf dem Wege zu internationalen Kontakten.

Erst jetzt erreichten die Briefe aus Singen das Gebiet Poltawa und gerieten in die Hände des Journalisten Wassyl Kotljar. Nach der von Wilhelm Waibel zusammengestellten Liste fand der ukrainische Journalist ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und machte sich an die Gründung der offiziellen ‚Vereinigung ehemaliger Zwangsarbeiter‘ und an die Vorbereitung eines Treffens dieser Ehemaligen. Zum Zentrum wurde die Stadt Kobeljaki, denn gerade hier fand Wassyl Kotljar Helfer und Gleichgesinnte – es waren vor allem der Kreisvorsitzende Wolodymyr Ogijschuk und Wolodymyr Tschernjawski. Der Briefwechsel zwischen Wassyl Kotljar und Wilhelm Waibel wurde immer intensiver. Auf der Tagesordnung standen bald Treffen und Delegationsaustausch.

Das war die Vorgeschichte: Ich ging also zum offiziellen Treffen schon mit positiver Information versehen, aber in meiner Seele sangen die Nachtigallen noch nicht.

Sehr undeutlich und nebelhaft erinnere ich mich an die Prozedur der Vorstellung im Arbeitszimmer von Wolodymyr Tschernjawski. Beide Seiten tauschten Begrüßungsansprachen aus. Sehr deutlich ist nur die Erinnerung an meine Erstarrung, als ich ganz in meiner Nähe die deutsche Sprache hörte. Und wieder überkamen mich ungute Assoziationen: Vor meinen Augen tauchten schreckliche Bilder aus Dokumentarfilmen über den Zweiten Weltkrieg auf... Wie tief das in uns

⁶ Michail Gorbatschow (* 1931), wurde im März 1985 zum jüngsten Generalsekretär der KPdSU ernannt und leitete weitreichende Reformen ein, die zum Zusammenbruch der Sowjetunion im Dezember 1991 führten.

verwurzelt ist! Mir liefen die Tränen. Ich sah die Deutschen und dachte: Sie sind von dort gekommen, von wo der blutige Krieg über unsere Menschen hereinbrach! Dorthin richteten unsere durch Kummer und Unglück geblendeten Mütter ihre Flüche für ihre ermordeten Söhne. Vertreter der Nation, die die Ukrainer zu Sklaven machen wollten. Landsleute von denen, die quälten und mordeten... Mein Gott, wir haben keine Gründe, sie zu lieben! Im Gegenteil – es gibt eine Menge Gründe, sie zu hassen! Vielleicht kann ich mich deshalb heute an kein konkretes Gesicht auf jenem Empfang erinnern.

Aber ich erinnere mich an viele Einzelheiten des nächsten Tages. Ehrlich gesagt hatte ich auf eine andere Fortsetzung gewartet. Ich dachte, die Deutschen sprechen mit dem Kreisvorstand, besprechen das modische Thema der Freundschaft und fahren dann wieder zurück. Es wäre für beide Seiten die einfachste Variante gewesen. Aber es ergab sich, dass Wilhelm Waibel freiwillig den schwierigsten Weg gewählt hatte: Er bat alle Zwangsarbeiter, die im Kreis Kobeljaki wohnten, sich zu versammeln. Ja, genau das: Er wollte jedem in die Augen sehen!

Der Saal im Klubhaus war überfüllt. Ich saß auch dort, unter misstrauischen und misstrauischen älteren Menschen; ich fühlte mich solidarisch mit ihnen. Einige konnten sich kaum bewegen, andere wurden von ihren Nächsten hierher gebracht. Wer selbst nicht kommen konnte, schickte seine Kinder. Aha, so viele Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wohnen hier (laut einer erstmals veröffentlichten Statistik – 1500; dabei sind sehr viele nicht mehr am Leben). Und wenn sich diese Menschenmenge jetzt auf einmal empören und auf die Bühne drängen würde? Was dann mit den Gästen?

Wahrscheinlich kam dieser Gedanke nicht nur mir. Die Atmosphäre war wirklich gespannt. Und als Wilhelm Waibel

dann auf die Bühne trat und das tat, was er wollte – er sah den Menschen in ihre mit Schmerz und Leiden erfüllten Augen – da war er so bleich geworden, als warte er auf seine Erschießung. Später, als ich diesen Menschen schon gut kannte, verstand ich: Wenn er in dem Moment Angst hatte, dann nicht deshalb, weil ihm persönlich etwas drohte, sondern der Mission wegen, die ihn hierher geführt hat. – Gott – wie unerträglich war die Stille im Saal! Wie ein riesiger, über dem ganzen Saal hängender Felsen. Man konnte ihn berühren – so schien es mir!

„Deutsche sind gekommen! Diese Worte sind euch bekannt. Vor vielen Jahren bedeuteten sie Unglück. Aber heute sind wir hier als Gäste, und wir wollen, dass eure Herzen bei diesen Worten nie mehr vor Angst beben. Wir streben nach Frieden und Freundschaft mit euch. Wollen wir doch zusammen die Vergangenheit, die uns zu Feinden gemacht hat, überwinden...“

Waibel sprach lange. Seine Aufregung übertrug sich auch auf die Dolmetscherin Lena Daniljuk: Ihre Stimme klang ebenso tief und von Herzen kommend und ließ niemanden im Saale kalt. Niemand knarrte mit dem Stuhl, niemand hustete, kein einziges Wort wurde im Saal gesprochen... Niemals früher und niemals später habe ich erlebt, dass der Redner und das Auditorium so einig sind. Wilhelm Waibel versicherte, dass es ein Deutschland, wie es in unserem Hass eingepägt ist, nicht mehr gibt. Jüngere Generationen sind aufgewachsen, sie schämen sich für die Vergangenheit ihres Landes, und sie wollen den ersten Schritt zur Versöhnung tun, zu solchen Beziehungen, die nicht mehr von den Sünden der Vorfahren beschwert werden und die nicht nach Rache streben. Im

Namen seiner Landsleute bat er bei den ehemaligen Zwangsarbeitern um Vergebung für alles, was sie erlebt hatten. Er berichtete auch, wie traurig er war, als er erfuhr, dass Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nicht nur in Deutschland, sondern auch nach ihrer Heimkehr in der Sowjet-Ukraine leiden mussten, wo sie dann zu Verrätern und Feinden des Volkes erklärt wurden.

Er sprach Worte, die diese Menschen in ihrem Leben noch nie gehört hatten! Paradox: Dieser Deutsche verstand unsere Menschen und hatte Mitleid mit ihnen, was sie von ihren eigenen Landsleuten nie erwarten konnten. Und sie schätzten sowohl sein Verständnis als auch sein Mitleid. Manchmal kommt es vor, dass die Stiefmutter gutherziger und näher sein kann als die blutverwandte Mutter...

In dieser Versammlung hörten die Menschen eine für sie besonders freudige Nachricht: In Deutschland wird von der Regierung die Frage der materiellen Entschädigung für die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter diskutiert. Und wenn eine Entschädigung beschlossen werden sollte, dann bekämen alle Betroffenen eine entsprechende Wiedergutmachung.

Wilhelm Waibel hat natürlich nicht gesagt, dass er einer der Menschen war, die diese Initiative mit angeregt hatten. Sie war von der Regierung unterstützt und später verwirklicht worden. Aber andere Schulden – nämlich moralische Schulden –, begann er selbst zurückzuzahlen. Wenn auch die Maßstäbe nicht sehr groß waren – es ging ja nur um betroffene Menschen in unserer kleinen Stadt Kobeljaki.

Zu Hause schlug ich das Tagebuch meines Vaters auf.

„Unsere Geschichte“ 1942

2. Februar

Jemand hat in unserem okkupierten Dorf denunziert, dass ich patriotische Gedichte schreibe und zum Widerstand aufrufe. Man hat mich nach Hlynsk gebracht: Gestapo, Verböre! Man droht mir mit Folterungen, wenn ich nicht sage, wo ich die Waffen versteckt habe, die ich, – so sagte man –, neben dem abgeschossenen Flugzeug gefunden hätte. Zehn Tage war ich im Gefängnis, es gab keine direkten Beweise. Ich wurde entlassen. Aber man überwacht mich...

12. Juni, Freitag

Der Tag ist sonnig, aber in der Seele herrscht dunkle Nacht, ich bin unterwegs nach Deutschland. Um 8 Uhr morgens sah ich aus dem vollgestopften Waggon meine Mutter am Bahnsteig in Romny. Sie stand unter anderen Frauen, weinte, winkte mit der Hand wie andere, aber sie sah mich nicht... Am Tage waren wir in Bachmatsch.⁷ Am nächsten Morgen in Gomel.⁸

13. Juni, Sonnabend

In Minsk.⁹

14. Juni, Sonntag

Traurig ist belorussisches¹⁰ Land. Es wurde hier nicht gepflegt. Nicht weit von hier sahen wir unendliche Wälder. Bei Bialystock versuchte ein Junge zu fliehen. Die Kugel hat ihn getroffen.

⁷ Stadt im Gebiet Tschernihiw, Eisenbahnknotenpunkt.

⁸ Zweitgrößte Stadt im südöstlichen Weißrusslands.

⁹ Hauptstadt Weißrusslands.

¹⁰ Belarus – slawischer Name für Weißrussland.

15. Juni

In Bialystock – Hygieneaufsicht: Wir werden gewaschen, Haare geschnitten. Um 10 Uhr abends sind wir wieder im Waggon.

16. Juni

Es ist sonnig. Mittag. Warschau. Fast völlig vernichtet.

17. Juni

16 Uhr. Wir sind an der deutschen Grenze. Berlin.

18. Juni

Wir sitzen im Etappenlager. Hinter dem Stacheldraht arbeiten unsere Menschen. Sie winken uns...

22. Juni, Montag

Hente hat man mich in eine Berliner Fabrik geschickt; bis jetzt musste ich im Lager bleiben.

23. Juni, Dienstag

Der erste Arbeitstag.

5. Juli

Ich träumte: Ich fahre mit einem Pferdewagen nach Deutschland. Nach Nowa Greblija kippt der Wagen um...

6. Juli, Montag

Hitze bis 40 Grad. Schwer.

8. Juli

Mit jedem Tag erkenne ich immer deutlicher das wilde Gesicht der Faschisten. Wir sind für sie keine Menschen. Sie benehmen sich gegen uns wie gegen Vieh.

Kobeljaki, August 1991

Bei uns findet die bekannte Wende zur Unabhängigkeit statt. Und als Reaktion darauf – Brief von meinem Journalisten-Kollegen aus Singen, der vor einem Monat mit der Delegation in Kobeljaki war; von diesem Besuch habe ich schon berichtet:

„Liebe Ludmilla, mit tiefer Besorgnis habe ich von den heutigen Ereignissen in Eurem Land gehört. Alle, die mit der Singener Delegation bei Euch waren und die Ukraine kennenlernen konnten, sind besorgt, wie Ihr weiter den Weg zur Demokratie geht. Was wird mit Eurer Zeitung sein? Wird sie noch erscheinen? In Gedanken bin ich mit Euch und hoffe auf Vernunft der neuen Machthaber. Wenn die Ereignisse nicht stören, so bitte ich Sie, mir ein Exemplar Ihrer Zeitung über unseren Aufenthalt in Kobeljaki zu schicken. Bald schicke ich Ihnen Fotos mit Ansichten von Singen. Schreiben Sie, was sich bei Ihnen infolge der politischen Situation verändert hat.

Mit freundlichen Grüßen - Jürgen Gruler“

Während der Brief noch auf Postwegen wanderte, waren wir schon mit dem Putsch fertig. Die Ukraine ist unabhängig geworden! Aber die Stimme des Kollegen und seine Unterstützung waren sehr wichtig für mich: Des Guten ist nie zu viel! Unglück gibt es genug ...

„Unsere Geschichte“ 1942

12. Juli

Ein Monat ist vergangen, seitdem ich mich von meiner Mutter verabschiedet habe.

19. Juli, Montag

Ab heute arbeite ich in der Otto Peter Fabrik.¹¹

26. Juli, Sonntag

Ein Deutscher hat mir eine alte Hose und Jacke gegeben. Den ganzen Tag setzte ich darauf Flicker auf. In der Halle ist es sehr heiß. Die Arbeit ermüdet mich sehr. Nur eines gefällt mir – dass ich durch Berlin fahre. Dabei begleitet mich eine unfreundliche deutsche Frau.

3. August

Auf Papierfetzen malte ich unseren Hof, das Vaterhaus und klebte das Bild an das Bett. Ich fürchte mich, das zu beschreiben, was ich hier sehe und fühle.

5. September

Das Erwachen am Morgen fällt mir sehr schwer. Der erste Gedanke ist immer: Ich bin zu Hause. Der Zweite: Es ist ein schrecklicher Traum. Und der Dritte: Krieg, Sklaverei...

11. Oktober

Es regnet. Kühl. Warme Sachen habe ich nicht. An unserem eisernen Ofen hängen immer unsere feuchten Klamotten. Es riecht nach Schweiß und zerquetschten Wanzen. Später Abend. Ich liege und denke: Wie schön wäre es, wenn ich hier einen Freund finden könnte. Einige

¹¹ Um welche Fabrik es sich handelt, lässt sich nicht rekonstruieren.

*Gedanken vertraue ich Gryscha Jaramenko und Iwan Paljanytschko an.
Aber das ist etwas anderes. Vielleicht ein Mädchen...*

Kobeljaki, Oktober 1991

11. Oktober: Ich las im Tagebuch meines Vaters. Im Fenster sehe ich wie auf einer Leinwand die düstere Baracke, wo mein 20-jähriger (*späterer*) Vater auf der oberen Pritsche liegt und davon träumt, jemanden zu finden, dem er seine Seele öffnen könnte, denn er kann das Alleinsein nicht mehr ertragen. Er weiß noch nicht, dass er in zwei Monaten meiner (*späteren*) Mutter begegnen wird und dann genau zwei Jahre später am selben Tag Vater werden wird... Ich weiß aber davon und weiß auch, was weiter mit uns allen geschieht, und es tut mir weh... Auch heute regnet es. Und es ist kühl draußen. Meine schlechte Stimmung wird durch einen Zeitungsartikel aus Singen verstärkt. In der dortigen Zeitung *Südkurier* wurde ein Artikel über den Aufenthalt der deutschen Delegation in Kobeljaki veröffentlicht. Fast alles wird so berichtet, wie auch ich es geschrieben habe: die Idee der Versöhnung, die Suche nach gemeinsamen Interessen, gute Worte über unsere ukrainische Gastfreundschaft und Herzlichkeit. Aber wie unangenehm ist es, über unsere nachlässige Wirtschaftsführung, Bürokratie, Armut zu lesen. Aber es ist nicht einmal sehr scharf formuliert. Wir selbst wissen von uns noch viel Schlimmeres. Wir können uns jedoch ein wenig rechtfertigen: Unsere unabhängige Ukraine ist erst zwei Monate alt! Ihr habt ja noch die Sowjetunion besucht, aber wir haben jetzt unser eigenes Land, wir bringen hier alles in Ordnung, wir werden reich sein und dann werdet ihr uns noch beneiden!

Solche Gedanken hat bei mir der Artikel in einer fremden Zeitung hervorgerufen.

In der Zeitung findet sich auch ein Foto aus Kobeljaki: Da stehen unsere Frauen mit Kopftüchern, gebeugt, ermüdet, traurig... Mir fällt ein, wie dicht sie um Wilhelm Waibel standen, als er von der Bühne in den Saal trat. Mit welcher Hoffnung hörten sie ihm zu, wie viele Fragen und Bitten hatten sie. Er las damals die Liste vor mit den Namen derer, die in Singen gearbeitet hatten und dort gestorben sind, er zeigte Fotos von ihren Gräbern.

Gleichzeitig teilte er auch angenehme Tatsachen mit: In den Lagern haben die Ukrainerinnen und Ukrainer nicht nur gearbeitet, sondern auch Kinder geboren – davon zeugen 50 Geburtsurkunden, die im Rathaus in Singen aufbewahrt wurden. Zwei Geburtsurkunden brachte Wilhelm Waibel nach Kobeljaki und überreichte sie an Olena Schagalo und Mykola Stepko. Die beiden wurden hinter Stacheldraht geboren, später hat man ihnen in der Ukraine neue Geburtsurkunden ausstellen lassen, damit diese Kinder wegen der Schicksale ihrer Eltern nicht leiden sollten. Jetzt übernahmen die beiden sehr gern die Originaldokumente, die vor 50 Jahren ihre Geburt bescheinigt hatten.

Und noch etwas: Obwohl dieses erste Treffen mit den ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern damals länger dauerte als geplant, sprach Wilhelm Waibel mit jedem, der es wollte. Er hat niemanden an seine Kollegen verwiesen, er hat alles sorgfältig in sein Notizbuch notiert. Man hätte vielleicht denken können, dass er nur das Vertrauen dieser Menschen gewinnen und ihnen gefallen wollte, und dass er deshalb schrieb und schrieb. Unsere Menschen haben sich an so etwas schon gewöhnt. Wenn sich unsere Funktionäre mit Menschen treffen, machen sie es sehr geschickt: Sie notieren

alles, versprechen alles und sind dann weg! Und sobald sie weg sind, leiden sie plötzlich an Gedächtnisverlust, und vergessen alles, was sie versprochen hatten. Dann sind die Menschen einmal mehr enttäuscht und verzweifelt!

Aber ich habe mich geirrt: Wilhelm Waibel hatte doch nicht alles notiert. Als der Pfarrer von Kobeljaki um eine Unterstützung für den Bau der Kirche bat, lehnte er ab: Die Kirche sei eine Angelegenheit der Gläubigen. Sie solle errichtet werden und funktioniere durch ihre Gaben. So sei es in der ganzen Welt üblich: Wenn die Gläubigen ihre Kirche haben wollen, dann sollen sie dafür spenden, und wenn nicht, wozu dann eine Kirche bauen? Weder der Staat noch Ausländer dürften sich in diese Angelegenheiten einmischen.

Später wurde mir klar, dass Wilhelm Waibel alles erledigt, was er notiert. Weil er zu den Menschen gehört, die den Mut haben, dort „nein“ zu sagen, wo es sein muss. Wenn er aber „ja“ sagt, so wird er sein Wort halten, koste es, was es wolle.



„Unsere Geschichte“ 1943

1. März

Schon lange habe ich ein Mädchen bemerkt, das mit Schura zusammenwohnt. Ihr Gesicht gefällt mir sehr. Welchen Charakter sie hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass sie Pascha heißt.

10. März

Heute fahre ich mit den Jungen zum Kanal. Ich habe gehört, das Pascha auch mitkommt. In der Straßenbahn standen wir einander gegenüber. Oh, ich sehe, dass ich ihr nicht gleichgültig bin.

14. März

Heute habe ich Pascha eine Blume geschenkt, die ich früher schon gezeichnet habe. Diese Zeichnung hing lange Zeit über meinem Bett. Ich habe ihr das geschenkt und war damit sehr zufrieden.

15. März

Heute ist der glücklichste Abend in meinem Leben. Ich war in der Mädchenbaracke. Als ich mich dann von allen verabschiedete, machte ich es so, dass Pascha die Letzte war. Ich konnte mich nicht beherrschen und erzählte ihr von meinen Gefühlen. Sie tat mir so leid, dass ich innerlich einen Schwur leistete: Diese Gefühle sind für immer! – Pascha! Ich vergesse es nie: Stille, Vollmond am Himmel, schwarzer Schatten der Baracke und dein weißes Tuch...

20. März

Wie sehne ich mich nach Pascha! Als ich sie noch nicht kannte, war meine Seele ruhig, ich hatte hier nichts, was für mich wertvoll gewesen wäre. Jetzt schreiben wir einander Zettelchen. Ich mache mir Sorgen: Wie geht es ihr?

27. März

Um 22 Uhr – Alarm. Bombenangriff auf Berlin. Bomben fielen auch auf unser Lager. Die Baracken gerieten in Brand. Die Menschen flohen, nur wenige konnten ihre Sachen mitnehmen. Mir gelang es jedoch, meine Sachen und die von Mykola Baklan zu retten. Verbrannt ist mein Lehrer-Attest, verbrannt sind alle Habseligkeiten von Pascha. Ich fand sie weit vom Lager entfernt. Wir saßen in einer Schlucht, eng aneinander geschmiegt. Es stank unerträglich. Über uns flogen Flugzeuge, ihre Propeller klirrten.

28. März

Der Morgen war schrecklich. Dort, wo die Baracken standen, sind nur verbrannte Öfen zu sehen. Im Schutt suchen Menschen nach etwas. Alle Briefe, die ich an Pascha geschrieben hatte, sind verbrannt. An diesem Tag ließ ich Pascha nicht allein, und ich wollte es vor den anderen auch nicht mehr verheimlichen.

April / Mai

Wir bauen neue Baracken. Die Deutschen sind noch grausamer. Es gibt keine Hoffnung, dass wir einmal frei kommen...

17. Mai

Ich arbeite in der Nachtschicht.

18. Mai

Am Morgen bekam ich einen Zettel von Pascha. Sie schrieb, dass sie sich nach mir sehnt, aber nicht weiß, ob wir uns in der Mittagspause sehen werden. Wie schwer ist doch Gefangenschaft!

28. Mai

Pascha! Du fragst, warum ich so mager bin. Du hast es leicht zu fragen. Wie oft habe ich dir gesagt, dass mein Befinden von dir abhängt. Ich leide, weil du nicht versprichst, ob du die Meine sein wirst.

15. Juni

Meine Allerliebste! Diese Zeilen schreibe ich in einem Luftschutzkeller. Draußen donnert es überall. Wenn ich dorthin gucke, wo Baracken stehen, so denke ich immer wieder: Wie geht es Dir dort? Hast Du Angst? Schreibe mir wenigstens ein paar Worte. Ich küsse Dich. Dein Kolja¹².

Kobeljaki, November 1991

Zum zweiten Mal kam Wilhelm Waibel 1991 in die Ukraine und nach Kobeljaki, begleitet von seinem Sohn Markus, der aufgrund einer Analyse unserer Wirtschaft seine Diplomarbeit vorbereiten will.¹³ Wilhelm Waibel traf wieder viele Menschen, berichtete über eigene Pläne und Perspektiven der Zusammenarbeit, lernte unser Leben kennen. Und im Voraus um Verzeihung für scharfe Ausführungen bittend, gestand er, dass es für ihn unklar sei, was wir eigentlich mehr schätzen – Ansätze einer neuen Denkweise oder Überreste des alten Systems. Letztere bleiben – trotz aller Versuche, sie zu verbergen.

Wilhelm Waibel sagte den Menschen damals:

– Deutsche Unternehmer sind bereit, euch bei der Errichtung und Ausstattung von Betrieben zu helfen. Aber sie wollen sicher sein, dass sie ihr Geld hier nicht verlieren.

¹² Kurzform für Mykola.

¹³ Waibel, Markus: Agrarwirtschaftliche Probleme in der Ukraine – Strukturanalyse des Kreises Kobeljaki. Konstanz 1993.

– Seit meinem ersten Besuch rufe ich die Menschen in Kobeljaki zur produktiven Zusammenarbeit auf, die auf unserer Seite durch Ehrlichkeit und Sachlichkeit unterstützt werden soll.

– „*Ich erlebte in Kobeljaki bittere und glückliche Momente*“, sagte der Gast zum Abschied.

„Ich freue mich, wenn freundliche Menschen mir ihre Sympathie zeigen. In keinem mir bekannten europäischen Land konnte ich solch eine rührende Herzlichkeit beobachten. Aber zugleich sehe ich auf Schritt und Tritt eure Probleme, und das hat mich betrübt. Unser System ist auch nicht vollkommen. So sind z.B. Werte wie Solidarität und Menschlichkeit sehr wenig ausgeprägt. Aber wenn ich unsere schlimmen Erscheinungen mit euren vergleiche, so würde ich doch unsere wählen.“

Wilhelm Waibel betonte, dass das deutsche Volk und auch die Singener Bevölkerung bereit sind, uns zu helfen, die Schwierigkeiten der Übergangsperiode vom Totalitarismus zur Demokratie zu überwinden. Und das waren nicht nur leere Worte: Nach kurzer Zeit kam der erste Transport mit humanitärer Hilfe nach Kobeljaki. Zu Hause organisierte Wilhelm Waibel freiwillige Spenden, dafür wurden in Singen Medikamente, medizinische Ausrüstung, Rollstühle, Lebensmittel, Fahrräder für die Sozialstation gekauft, und alles wurde nach Kobeljaki gebracht. Allein ein Transport dieser Art hatte einen hohen Geldwert.

Willi – so wurde er in Kobeljaki bald liebevoll genannt – kam selten allein. Fast immer begleiteten ihn seine Freunde und Gleichgesinnte, sie machten uns mit dem neuen Deutschland bekannt – das friedlich und zur Partnerschaft bereit ist. Und ich sah Menschen, die man achten und denen man glauben kann. Diese Menschen erwiesen sich in vielen Situationen ordentlicher, verbindlicher, flexibler und offener als unsere Leute. Sogar bei Schmaus, wenn wir die Gäste mit unserer

ganzen Gastfreundschaft verwöhnen wollten, sprachen sie über sachliche Vorschläge und wollten diese besprechen.

Vielleicht habe ich mich mehr als meine Landsleute in die Angelegenheiten der Partnerschaft vertieft, denn ich musste ja in unserer Kreiszeitung darüber berichten. Ich schrieb, dass Eisberge der früheren Feindschaft nur durch Herzlichkeit und Herzensgüte zu schmelzen sind. Ich versuchte, den anderen zu raten, und ich lernte es selbst. Denn auch ich hatte meine eigenen Barrieren, meinen eigenen Schmerz, meine eigenen unheilbaren Wunden...



Meine Eltern Pascha und Mykola Owdijenko - Teltow 1943

Ще ось туди
Моя мама написала без прома
Є і туди
Доброго вщоденника:

1. Вирізок з конвертів	222	7. Шелюк
2. фотосвідоки	17	73
3. Коші листів	16	

„Unsere Geschichte“ 1943

14. Juni

Pascha! Wie habe ich auf dich gestern gewartet! Ich sah ununterbrochen zum Tor, bis es in meinen Augen zehn Tore geworden sind. Dann ging ich zur Arbeit.

1. Juli

Pascha! Ich habe gehört, dass wir bald abtransportiert werden. Wohin – weiß niemand. Das bedeutet für uns eine Trennung. Ich mache für Dich einige Notizen in das Notizbuch. Behalte es bitte. Wenn ich nicht zurückkomme, so sage meinen Eltern, dass sie immer bei mir in meinen Gedanken waren, dass ich auf das Wiedersehen mit ihnen hoffte. Dein Kolja.

3. Juli

[Text aus dem Notizbuch gekürzt. – L.O.] Zur Erinnerung für Pascha Kurotschka: Ich wurde im Steppenland, im Gebiet Poltawa, auf dem geböht Owdijiwka im Kreis Lochwytzja geboren. Ich erblickte das Licht der Welt am 10. April 1922, so erzählte die Mutter. Sehr bald übersiedelte unsere Familie ins Dorf Nowa Greblja im Gebiet Sumy ...
... 1928. Im Dorf wurden die Kirchenglocken vom Kirchturm hinabgeworfen. Mein Vater war als Leiter des Klubhauses tätig, er war die ganze Zeit unter den Atheisten. Deshalb sprach meine Oma nicht mehr mit ihm, sie saß alle Tage - den Kopf aufgestützt – und schwieg. Sie war eine Gläubige. Meine dreijährige Schwester Raja und ich liefen und sprangen fröhlich auf den Bänken im Hause – sie standen an den Wänden so, dass wir darauf das ganze Zimmer umkreisen konnten.
... Man hat mir ein kleines Häschen geschenkt. Es ist Sommer, aber das Tierchen zitterte die ganze Zeit. Ich nahm es auf die Ofenliege mit. Und eines Nachts habe ich meinen Hasen zerdrückt. Ich war in tiefer Trauer.

... **1930.** Heute haben wir unsere Oma beerdigt. Sie war noch nie so schön gekleidet. Die Oma hat uns immer verboten, auf den Tisch zu klettern. Und jetzt lag sie selbst dort. Ich konnte nicht weinen, denn unsere Nachbarin Samsonka hat so komisch das Gesicht verzogen. Mich störten in meiner Trauer fremde Menschen.

... In unserer Scheune organisierte ich eine Art kollektiver Wirtschaft. Jeden Tag teilten wir untereinander Ähren oder manche Lebensmittel, die wir von zu Hause brachten. Aber ich bemerkte, dass alle etwas unehrlich sind. Ich habe selbst diese Kolchose aufgelöst.

... In unserer Straße wohnten sehr wenige Jungen. So musste ich meistens mit Mädchen spielen. Ich war ein ruhiger, stiller Junge, sie waren im Gegenteil sehr unartig. Um mit ihnen zusammen zu sein, sollte ich einige Käfer essen. Manchmal tat ich das, manchmal blieb ich aber allein irgendwo auf einer Wiese.

... **1931.** Da ging ich in die erste Klasse. Ich kann mich an kein Heft aus jener Zeit erinnern. Vielleicht gab es damals überhaupt keine. Im Gedächtnis taucht ein Bild auf: Winter, sehr viel Schnee, ich stehe am Kleiderrechen und warte, bis die Lehrerin kommt und mich mit dem dicken Kopftuch meiner Mutter verummmt.

... **1933.** Hungersnot.¹⁴ Die Mutter liegt krank. Der Vater ist nicht im Dorf. Ich laufe ins Nachbardorf Woloschniwka zur Tante Hanna. Zurück komme ich mit fünf Kartoffeln und einem Bündel mit Sonnenblumenkernen. Unbekannte Burschen kamen mir in den Weg und nahmen mir alles weg. Zu Hause hat die Mutter mich auch geprügelt. Die Schule besuche ich nicht. In diesem Jahr bin ich oft von der Mutter bestraft worden. Wenn sie mir nichts zu essen geben konnte, so schickte sie mich zu Nachbarn. Ich wollte nicht geben! Die Mutter schlug mich dafür, ich schrie aber: „Ich will nicht gehen! Lieber sterbe ich, als dass ich

¹⁴ 1932/33 gab es in der Sowjetunion, besonders in der getreidereichen Ukraine, große Hungersnöte, die nach 1991 in der Ukraine als *Holodomor* bezeichnet wurden. In der Sowjetunion wurde die Katastrophe tabuisiert.

bettle!“ *Wie ich am Leben blieb – weiß ich nicht. Vielleicht haben die Kräuter am Teich mich gerettet.*

... **1934.** *Meine Altersgenossen gehen in die 4. Klasse, ich aber in die Dritte. Aber ich bin hier der beste Schüler.*

... **1936.** *Mein Bruder Vitali wird geboren. Ich war für ihn das beste Kindermädchen. In meinen Armen schlief er immer ein. Aber im selben Jahr ist er gestorben. Es war für mich eine große Erschütterung. Und ich schrieb mein erstes Gedicht. Es hatte 200 Couplets.*

... **1938** *wurde ich in der pädagogischen Fachschule in Gadjatsch immatrikuliert. Die vier Studienjahre waren wie ein glücklicher Traum. Ich glaubte, dass ich alles erreiche, was ich will. Ich hatte alles dazu: Begabung, Wille und Wunsch.*

... *Vielleicht wirst Du, Pascha, einmal meine Heimat besuchen, so frage: „Wo ist hier der Weg nach Salatycha?“ Als ob Du schwedische Gräber besuchen willst. Jeder kann Dir den Weg dorthin zeigen. Dort saß ich jeden Tag. Vielleicht saßen dort in uralten Zeiten auch grauhaarige Kobsaspieler und spielten und sangen über begrabenen Skeletten der schwedischen Krieger die Lieder über unseren Ruhm. Vielleicht werden wir noch mit Dir dort stehen und uns umarmen.*

10. August (1943)

Heute hat man die Nummern der Menschen genannt, die aus Teltow nach Frankfurt transportiert werden. Meine Nummer steht auf der Liste. Paschas Nummer nicht. Wenn ich es irgendwie mit dem Meister besprechen könnte: Ich will auch in Berlin bleiben. Ich versuche jetzt, diszipliniert zu werden. Man braucht hier einige gute Dreher. Pascha ist sehr aufgeregt.

11. August

Hurra! Der Meister hat es erlaubt. Jetzt sind wir beide in Berlin. Ich habe es wegen Pascha gemacht.

5. Oktober

Ich kann kaum stehen. Ich arbeitete in der Nachtschicht. Es gab wenig Arbeit. Die ganze Nacht ging ich zwischen den Werkbänken hin und her, denn man erlaubte uns nicht zu schlafen. Ich ging in die Halle, wo Pascha arbeitet. Niemand da. Ein paar Minuten stand ich an ihrem Stuhl...

6. Oktober

Jetzt arbeite ich an einer neuen Werkbank. Die Arbeit ist schwer, Fertigteile sind schwer, Dunst vom Drehstuhl. Werkbänke aus unserer Halle werden an die französische Grenze abtransportiert. Ein Franzose hat uns mit Gesten gezeigt, dass die Deutschen weglaufen. Hilf uns Gott!

20. November

Ich soll nach Rheinau¹⁵. Ich werde versuchen, dass Pascha auch mitkommt. Ich werde eintragen, dass sie meine Frau ist.

7. Dezember

Ich konnte nicht schreiben. Am 3. Dezember war ein Bombenangriff. Wir saßen in einem zementierten Luftschutzkeller. Drei Bomben haben uns getroffen. Das zementierte Dach war kaputt. Zementstücke fielen auf die Menschen. Pascha wurde als Erste gerettet. Und sie begann sofort, mich zu suchen. Ohne sie wäre ich nicht mehr am Leben. Zu Bewusstsein kam ich erst in Mablou. Meine Beine waren verletzt, ein Auge verwundet. Pascha begleitete mich, aber wo sie heute ist, weiß ich nicht. Jemand hat gesagt, dass sie zurückgebracht wurde. Ich kann nicht gehen. Man gibt uns kein Essen. Für heute vielleicht alles.

¹⁵ Vermutlich ist Mannheim-Rheinau gemeint.

9. Dezember

Von Pascha habe ich ein Zettelchen und ein wenig Brot bekommen. Oh, meine Liebe! Ich fühle, dass ich wieder leben will...

12. Dezember

Ich teilte das Brot unter meinen Freunden. Dafür haben mir diejenigen, die geben konnten, über den Stacheldraht geholfen. Ich kroch zur Station. Ein Gendarm wollte wissen, was ich da suche. Ich log, dass unser Lager diese Nacht zerbombt wurde. Er glaubte mir, weil es jede Nacht Alarme gab. So gut oder schlecht, aber ich gelangte zu Pascha. Ins Lager zurück. Freiwillig. Wohin denn sonst auch?

20. Dezember

Mein Auge ist fast gesund. Die Wärme einer Birne hat mir dabei geholfen. Aber die Beine wollen ohne Krücken nicht gehen. Jetzt bin ich fast die ganze Zeit mit Pascha zusammen. Ich habe gehört, dass eine große Gruppe von Menschen bald aus Teltow abtransportiert werden soll.

26. Dezember

Heute wurde auch Pascha in die Liste nach Rheinau eingetragen. Morgen geht es los. Ade, verfluchte Fabrik. Ade mein liebes Eckchen auf der Erde, wo ich zum ersten Mal meine Pascha gesehen habe.

30. Dezember

Wir sind in Rheinau. In einem neu gebauten Lager wurden wir in zwei Reihen aufgestellt. Dann bekamen wir unsere Plätze in den Baracken: Jungen zu Jungen, Mädchen zu Mädchen, Ehepaare zu Ehepaaren. Ich habe mich als verheiratet gemeldet. Das war unsere Hochzeit. Ohne Vater und Mutter, ohne Freundinnen und Freunde. Aber doch echt und nicht schlechter als nach allen Traditionen. Statt Eltern war bei uns unsere

*Liebe, statt Freundinnen und Freunden die Werkbänke, statt Zeugen –
Bomben und Raketen.*

Kobeljaki 1992

Anfang Juni kam der Oberbürgermeister der Stadt Singen, Friedhelm Möhrle¹⁶ mit seiner Frau Brigitte, nach Kobeljaki. Man könnte diesen Besuch als privat bezeichnen, weil es während des zweitägigen Aufenthaltes keine Erklärungen und keine Vereinbarungen gab. Aber dank der außerordentlichen Sachlichkeit des Gastes war dieser Besuch doch kein gewöhnlicher. Alle Menschen, die Gelegenheit hatten, mit ihm zu sprechen, verstanden, dass er eine hochgestellte Person ist und es von ihm abhängt, wie sich die Partnerschaftsbeziehungen zwischen der deutschen und der ukrainischen Stadt weiterentwickeln. Herr Möhrle selbst gönnte sich keine Minute Ruhe, er beobachtete, überlegte, zog Schlussfolgerungen. Sein Ziel war es, nach seinen Worten, in einigen Monaten wieder hierher zu kommen und entsprechende Dokumente über die gegenseitige Zusammenarbeit zu unterschreiben.

¹⁶ Friedhelm Möhrle war von 1969-1993 Oberbürgermeister von Singen (SPD).

**Hier folgt mein Interview mit Oberbürgermeister
Friedhelm Möhrle:**

„Ich lerne die Ukraine durch Kobeljaki kennen“

sagte unser Gast, Oberbürgermeister Friedhelm Möhrle. Er verbrachte mit seiner Frau Brigitte zwei Tage in unserer Kreisstadt.

Herr Möhrle, wann haben Sie zum ersten Mal etwas über die Ukraine gehört?

Es war vor 50 Jahren, als ich die Schule zu besuchen begann. In der Familie meines Opas arbeitete eine Ukrainerin, eine von jenen, die ins Ausland ging, um hier ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ich war bei meinem Opa zu Gast, und ehrlich gesagt rief diese Gastarbeiterin bei mir keine Sympathie hervor. Einmal habe ich mich sogar empört, dass sie an demselben Tisch und nach Dorftradition mit meiner Familie zusammen aus einem Teller isst. Der Opa war ein Demokrat und statt einer Antwort schlug er mit seinem Löffel an meine Stirn. Das war mir eine frühe Lehre.

Und welchen Eindruck machte auf Sie damals der ukrainische Charakter?

Etwas später war ich von der besonderen Herzengüte dieser Frau beeindruckt. Ich erinnere mich an eine Episode: Einmal habe ich kochendes Wasser umgekippt und die Ukrainerin lief als Erste, um mich retten: Sie zerschnitt eine Kartoffel und legte die Scheiben auf die brennenden Stellen. Ist das hier ein typisches Hausmittel? Aber seit jener Zeit verbinde ich mit dem Begriff „Ukrainer“ für immer diese gute Frau. Und jetzt lerne

ich die Ukraine durch Kobeljaki kennen. Ich will also vom Konkreten ausgehen.

Geehrter Pani¹⁷, wenn wir schon von der Kindheit sprechen, so erzählen Sie bitte etwas von Ihrem Lebensweg.

Meine Eltern waren keine reichen Leute. Der Vater war 40 Jahre lang als Volksschullehrer in Singen tätig. In der Jugend trieb ich aktiv Sport und war sehr von der Bühne begeistert. Aber ich habe Jura studiert, beherrsche auch drei Fremdsprachen – Französisch, Englisch und Italienisch. – Lange Zeit arbeitete ich in Berlin bei der Polizei.

Interessant, wie Sie zum Oberbürgermeister Ihrer Heimatstadt geworden sind!

In einem ehrlichen und nicht einfachen Wahlkampf. Bei uns werden alle hochgestellten Personen nicht ernannt, sondern gewählt. Vor 23 Jahren wagte ich es und kandidierte für diesen Posten. Ich war damals 35 Jahre alt – ein absolut reifes Alter, und ich fühlte, dass ich wirklich imstande bin, das Leben meiner Landsleute zu verbessern. Meine Wahlkampagne habe ich selbst bezahlt.

Und Sie haben gesiegt?

Ja, ich habe gesiegt. Obwohl die Sozialdemokratische Partei, deren Mitglied ich bin, am Anfang einen anderen Kandidaten vorgeschlagen und unterstützt hatte.

¹⁷ Ukrainisch: Anrede für Herr.

Was hat die Menschen auf Ihre Seite gelockt?

Mein Programm. Ich habe genau überlegt, was ich tue, wenn ich Oberbürgermeister werde. Ich hatte ein klares Konzept: Was, wie, auf welche Kosten. Es war keine Deklaration. Ich beschloss, mit Kommunalproblemen zu beginnen. In Singen waren Reinigungs- und Kanalisationseinrichtungen immer sehr gut gewesen, aber mit der Zeit waren sie veraltet und konnten dem Bedarf der immer größer werdenden Stadt nicht mehr entsprechen. Ich habe kalkuliert: Wir brauchen 35 Millionen DM, um die Situation verbessern zu können. Wo kann man diese Summe herbekommen? Ich ging zu den Menschen und erklärte ihnen offen: Wenn ihr mich zum Oberbürgermeister wählt, so verspreche ich neue Reinigungseinrichtungen, aber nur unter der Bedingung, dass wir die Steuer dafür auch erhöhen werden. Zuerst war mein Plan nicht besonders erfolgreich, aber dann verstanden und unterstützten mich die Menschen.

Haben Sie dieses Versprechen erfüllt?

Ja, wie auch alle anderen. Heute kann das Trinkwasser in Singen mit Mineralwasser verglichen werden. Heute gibt es in jeder Wohnung Wasserzähler, die Menschen haben gelernt, Wasser zu sparen: Was „niemandem“ gehört hat, gehört jetzt „jedem“.

Sie dürfen also Steuern selbst festsetzen?

Es ist einer der Vorteile unseres Systems im Vergleich mit Ihrem. Wir entscheiden, nachdem wir alles mit den Menschen

besprochen haben, und wir sind vor unseren Menschen streng rechenschaftspflichtig. Wir akkumulieren Steuern und verfügen darüber selbst. Wir bauen neue Straßen, finanzieren Krankenhäuser, Theater, Bibliotheken u.a.m. Wir belegen Betriebe mit Steuern, denn sie benutzen Wasser, Straßen usw. Das sind Zielsteuern. In unsere Kasse kommen auch teilweise Gewinnsteuern (12%). Daraus wird das Kommunalbudget formiert. Wir bestimmen fixierte Preise für Wasser, Gas usw. Mit einem Wort: Es gibt nichts Kostenloses. Alles, was unsere Menschen haben (außer die Schulbildung), wird von ihnen bezahlt. Aber dadurch ist das gesamte Lebensniveau der Singener nicht schlechter. Es ist relativ hoch.

Ich habe schon verstanden, dass die Macht des Oberbürgermeisters Möhrle unbegrenzt ist. Aber er muss doch auch jemandem Rechenschaft ablegen?

Mein unmittelbarer Chef ist der Innenminister des Landes Baden-Württemberg. Aber ich unterliege ihm sozusagen nur teilweise. Verstehen Sie, wenn mich das Volk gewählt hat, so muss der Minister, wenn er etwas gegen mich hat, mir die Hand drücken. Und umgekehrt, wenn ich die Hoffnungen der Menschen enttäusche, so wird mich die Sympathie des Ministers auch nicht retten. Durch eine offene Wahl wird bei uns die ganze gesetzgebende Macht für fünf Jahre gewählt. Die Wahl des Oberbürgermeisters hängt nicht von dieser Macht ab. Bei uns ist das eine historische Tradition, unsere politische und ökonomische Unabhängigkeit beginnt im Mittelalter. Damals wollte die Stadt Singen niemanden außer dem Kaiser anerkennen und nur ihm Tribut zollen. Wie das russische Nowgorod.

Herr Möhrle, Sie initiieren die Unterzeichnung des Vertrages über Zusammenarbeit zwischen Singen und Kobeljaki. Haben Sie schon vergleichbare Erfahrungen gemacht?

Ja, noch in diesem Jahr besuche ich Kobeljaki aber offiziell auf Einladung des Vertreters des Präsidenten, Wolodymyr Tschernjowski. Während dieses Besuches wollen wir unsere Freundschaft dokumentieren. Singen hat schon Partnerstädte in Italien und Frankreich. Aber diese Partnerschaft ist leider formell. Sie wurde noch von meinem Vorgänger begründet und es war, meiner Meinung nach, nur eine Aktion, die für alle Funktionäre charakteristisch war. Heute werden bei uns europäische Beziehungen auf Grund der menschlichen Kontakte gebildet. Und das freut uns. Es geschieht etwas, was wir nicht erwarten konnten – eine Annäherung und Verständigung von ehemals feindlichen Ländern.

Wie stellen Sie sich unsere Zusammenarbeit vor?

Als fruchtbar. Und unbedingt gegenseitig vorteilhaft. Wir könnten die besten Qualitätswaren austauschen. Mir gefielen die Felder der Wirtschaften, die wir besucht haben (*die Gäste waren in den Kollektivwirtschaften „Radjanskyj“ und „Majak“, L.O.*). Also hier könnten deutsche und ukrainische Agronomen zusammenarbeiten. Empfehlenswert für Ihre Fachleute wäre es, unsere Methoden beim Bau von Straßen zu erlernen, die Arbeit unserer Landwirte kennenzulernen. Aber das Wichtigste: Wir müssen zusammen überlegen, wie wir unsere Kinder zu künftigen Kontakten stimulieren. Man muss unbedingt Fremdsprachen lernen. Hier haben wir auch Probleme, nicht nur Sie. Schon heute sind wir bereit, bei uns

Ärzte oder Bäcker kostenlos auszubilden. Dabei könnten Ihre jungen Menschen hier nicht nur einen Beruf erlernen, sondern auch gut verdienen. Aber dazu sind Deutschkenntnisse die wichtigste Voraussetzung. Wir haben Moskau und St. Petersburg besucht, aber auch dort fanden wir sehr wenige Menschen, die Deutsch sprechen können. (...)

Mir schien, dass Sie sich für unseren Steinbruch in Orlyk interessieren. Vielleicht haben Sie schon irgendwelche Ideen?

Wir importieren Granit aus Italien. Es wäre also nützlich. Ihr Betrieb hat wirklich eine Perspektive und entsprechende Potenziale. Aber meiner Meinung nach ist er schwach mit Technik ausgerüstet. Bei uns gibt es genug Mechanismen und Ausrüstungen, bei uns kostet Arbeitskraft mehr als Maschinen.

Sagen Sie, Herr Möhrle, müssen Sie zusätzlich irgendwo Geld verdienen? Wir wissen, dass fast alle bei Ihnen Unternehmer und Geschäftsleute sind.

Aber nicht Oberbürgermeister. Ihre Arbeit ist in Deutschland gut bezahlt (*die Summe hängt von der Einwohnerzahl der Stadt ab*), und der Mensch, der diesen Posten bekleidet, braucht nicht irgendwo sonst noch Geld erarbeiten. Als Jurist darf ich nicht privat praktizieren, ich muss 24 Stunden für die Stadt arbeiten. Dafür hat man mich gewählt.

Sind Sie ein strenger Oberbürgermeister?

Eher ein kompromissloser. Ich bin unnachsichtig. Jeder, der einen hohen Posten bekleidet, weiß, dass er mit höchster Hingabe arbeiten und vor allem für die Menschen sorgen muss.

Wenn die Menschen unzufrieden sind, dann stehe ich auf ihrer Seite. Keine Beschwerde wird in meiner Verwaltung ignoriert.

Und wenn es um anonyme Beschwerden geht?

Es gibt solche, aber sehr selten. Anonyme Briefe sind für unsere Lebensweise nicht charakteristisch. Aber wenn doch der Autor aus irgendwelchen Gründen inkognito bleiben will, dann richtet er seinen Brief nicht ans Rathaus, sondern an die Redaktion der Lokalzeitung. Und die Zeitung veröffentlicht seinen sensationellen Beitrag mit großer Freude. Das ist ihr Brot.

Haben Sie Einfluss auf die lokale Presse?

Keinen. Ich bin der Meinung, dass die Presse nur dann existiert, wenn sie frei ist. Wenn ich in der Zeitung so stark „geprügelt“ werde, dass es mir dunkel vor den Augen wird, dann kann ich dagegen nur eine einzige Waffe benutzen – schweigen. Ich bemühe mich, nichts zu erklären und nichts zu verneinen. Alle 23 Jahre meiner Tätigkeit als Oberbürgermeister war das meine Position. Und ich gewinne immer, die Journalisten leiden selbst in diesem Kampf. Es ist deshalb so, weil die Politik, die ich verwirkliche, große Unterstützung in den Massen findet. Und wenn ich in der Zeitung kritisiert werde, dann kaufen die Leser aus Protest die Zeitung nicht.

Wofür werden Sie dann kritisiert?

Oh, die Presse findet immer etwas „Heißes“. Aber trotzdem liebe ich die Journalisten. Bei uns sagt man: Es gibt keinen Beruf „Journalist“, es gibt nur einen schlechten Charakter.

Haben Sie mit Nationalitäten-Problemen zu tun gehabt?

Nein. Aber mit sprachlichen – jeden Tag. Sogar im eigenen Hause (lacht). Ich spreche nicht Hochdeutsch, meine Frau aber spricht immer korrekte Hochsprache. Aber mit Hilfe von Gesten können wir einander doch verstehen.

Darf ich einige Fragen an Ihre Frau stellen? – Frau Möhrle, Sie sind Chefbirurgin in der Klinik der Stadt Singen. Wie hat die hohe Stellung Ihres Mannes Ihre Laufbahn beeinflusst?

Nicht mehr als wenn er Hauswart oder Pferdepfleger wäre. Bei uns schätzt man die Menschen ausschließlich nach ihren sachlichen und beruflichen Eigenschaften ein.

Fällt es Ihnen, einer so zärtlichen und zierlichen Frau, nicht schwer, die Pflichten der Chefbirurgin zu erfüllen?

Es ist natürlich nicht leicht, wenn man 19 Stunden pro Tag arbeiten muss. Aber die Arbeit macht mir Freude.

Entschuldigen Sie, ist eine solche Überanstrengung nötig?

Verstehen Sie, es gibt viele Bewerber, die an meiner Stelle arbeiten wollen. Wenn ich nicht so intensiv arbeiten würde, dann fände sich morgen oder schon heute eine Person, die mehr und besser als ich arbeiten kann. Und ich müsste dann zur Seite treten. Wenn ich es fühle, dass ein solcher Mensch schon „gereift“ ist, so übergebe ich ihm selbst mein Skalpell.

Operieren sie selbst oder leiten Sie nur die anderen Chirurgen?

Jährlich mache ich durchschnittlich 500 Operationen, bei 300 Operationen meiner Kollegen muss ich hospitieren. Vor kurzem war unter meinen Patienten ... Oberbürgermeister Möhrle.

Welche Errungenschaften hat die deutsche Chirurgie?

Ich habe z. B. schon längst vergessen, wann ich ein Magengeschwür operieren sollte. Bei uns ist die Vorbeugung dieser Krankheit sehr gut organisiert. Sie wird im Anfangsstadium aufgedeckt und durch Diät und gesunde Lebensweise geheilt.

Sehr geehrter Herr Möhrle, Sie und Ihre Frau haben den deutschen Friedhof besucht, der seit Kriegzeiten im Dorf Lischtschinivka existiert. Die Mitglieder der Delegationen, die früher aus Singen kamen, äußerten den Wunsch, diesen Friedhof auf eigene Kosten zu unterhalten. Wie ist Ihre Meinung?

Nein. Ich denke, dort muss alles so bleiben, wie es ist. Wir müssen vernünftig sein. Meine Landsleute kamen hierher als Eroberer, sie haben die Erde geplündert, in der sie jetzt liegen. Neue Generationen sollen alle bösen Taten ihrer Väter sühnen, ihnen aber keine Denkmäler in der Ukraine errichten. Man muss für die Zukunft leben, aber die Vergangenheit auch nicht vergessen.

Herr Möbrle, sagen Sie zum Schluss, was Sie über den Zerfall der Sowjetunion denken, und wie Sie die Reformen in der Ukraine einschätzen?

Ich begrüße alles, was unter dem Zeichen der Demokratie und der Befreiung des menschlichen Bewusstseins unternommen wird. Aber nicht alle Prozesse sind für mich eindeutig. Ich sehe, dass das Leben hier nicht leicht ist. Deshalb versuchte ich, es in der Übergangsperiode ein bisschen leichter zu machen, indem ich humanitäre Hilfe für Kobeljaki eingerichtet habe. Es ist natürlich wie ein Tropfen im Meer, und ich will hier auch nicht die Rolle eines Wohltäters spielen. Ich glaube, dass Ihr Volk selbst seine Probleme lösen und in der Zukunft gut leben wird. Einmal werden wir dann gleichwertige Partner sein.

Danke, das glauben wir auch!



Mutter - Rheinau 1943



Teltow 1943



Lehrer der Schule in Nowa Greblija - vorne rechts Mykola 1953

„Unsere Geschichte“ 1944

1. Januar

Hente ist unser erster Familientag, in der Baracke, unter fremden Menschen. Wir haben schon unsere gemeinsame Habseligkeit: ein Sack. Einfach und bescheiden haben wir in unserer ersten Nacht geschlafen, fast wie Schwester und Bruder.

2. Januar

Uns gehört eine ganze Ecke und ein zweigeschossiges Bett. Rheinau scheint mir viel freundlicher zu sein. Und die Elsässer, vorwiegend Franzosen, sympathisieren mit uns.

10. Januar

Wir arbeiten jetzt in einer neugebauten Fabrik, ich – in der Nachtschicht. In der Pause hat Pascha mir einen Brief übergeben. Ihre Liebesworte erwärmen mir das Herz. Und Einzelheiten unseres gemeinsamen Alltags berühren, z. B. heute hat es im Zettel gestanden, dass sie zufällig die Ansichtskarten zerrissen hat, die ich über unser Bett geheftet habe. Bin ich deswegen nicht böse? Mein Gott, ich will sie jede Minute küssen.

15. Juli

Ein halbes Jahr habe ich nichts geschrieben. Vieles geschah in dieser Zeit. Schon zweimal wurde die zweite Front geöffnet. Was erwartet uns? Das Leben geht aber weiter: Wir erwarten das Kind. Mit Angst und Hoffnung.

23. September

Wir verlassen Rheinau.

26. September

Wir kamen in Bunzendorf an.¹⁸ Hier ist es viel schlechter. Zu viele Menschen in einem schrecklichen Raum. Wie Vieh. Ich arbeite draußen, trage schwere Güter.

11. Oktober

Um 5 Uhr 32 Minuten wird unser Töchterchen geboren. Wir haben sie Raja - wie meine jüngere Schwester - genannt. Pascha fühlt sich nicht wohl.

Kobeljaki 1993

Mai

Aus Singen kam eine große Delegation. Neue Gesichter und ... Willi Waibel. Als die ersten Schritte der Partnerschaft besprochen wurden, sagte er:

„Ich fühle mich wie ein junger Vater, der lange Monate auf die Geburt seines Kindes gewartet hat. Es gab Probleme während der Schwangerschaft, bei der Entbindung, und in der Zukunft werden wir sie auch haben. Aber ich will alle meine Bemühungen jetzt auf die Erziehung dieses Kindes richten, das Partnerschaft heißt.“

Zufällig ist der Besuch der Singener mit dem Besuch des Bundeskanzlers Deutschlands, Helmut Kohl, in die Ukraine zusammengefallen. Natürlich gibt es keine Verbindung zwischen beiden Ereignissen, außer einer logischen – Ukrainer und Deutsche suchen nach Kompromissen auf dem Wege der Freundschaft.

Über diesen guten Fortschritt sprach auch der Bürgermeister von Singen, Manfred Schlegel, der zum ersten Mal in Kobeljaki war. Er schien ein sehr gutherziger und freundlicher Mensch

¹⁸ Vermutlich Černousy, Tschechische Republik.

zu sein. Mit großem Interesse lernte er das Leben hier kennen, blieb immer offen für Gespräche, kontaktfähig, einfach, herzlich, nicht so, wie unsere Funktionäre sind. Es schien, als ob nichts in dieser Reise Manfred Schlegel betrübte. Aber später gestand er: In seiner Seele spürte er Schmerzen und Sorgen und Unruhe:

„Endlich konnte ich die Ukraine besuchen, sie berührt schon lange mein Herz und meine Gedanken. Ich habe Ihr Land dialektisch wahrgenommen, von der Entwicklung des Bewusstseins abhängig, man muss das richtig verstehen. Hier in Ihrem Lande fiel mein Vater in den Kriegsjahren. Ihn hat Hitler hierher geschickt. Der Vater verstand, dass der Krieg ein Blödsinn ist, denn er hatte den friedlichsten Beruf – er war Lehrer. Jede Woche schickte er Briefe von der Front. Aus diesen Briefen bekam ich meine ersten Kenntnisse von der Ukraine, von Ihren Menschen. Und jetzt freue ich mich, dass ich hier eine Bestätigung der guten Eindrücke meines Vaters gefunden habe. Ich verstehe, dass alles, was Sie erleben sollten, unsere Freundschaft noch einige Zeit bestimmen wird. Ich rufe aber nicht dazu auf, alles zu vergessen. Das Gedächtnis darf man nicht verraten. Aber wir müssen uns über die Schmerzen und das Böse erheben, denn erwachsen sind schon die Kinder jener Soldaten, die gegeneinander kämpften. Und diese Kinder wollen als Erbe keinen Hass bekommen, sondern gute Beziehungen. Unsere Väter haben aufeinander geschossen, wir aber werden das nie tun, wenn wir Freunde werden und einander verstehen. Das ist nicht nur mein Wunsch. Dasselbe wünschen die meisten Singener. Wissen Sie, als wir noch am Anfang unserer Beziehungen standen, brachte mein Chef, Oberbürgermeister Möhrle, ein gesticktes Hemd aus Kobeljaki als Geschenk. Aufgeregt hat er versprochen, dieses Hemd bei der Unterzeichnung des Vertrages über die Partnerschaft mit Kobeljaki zu tragen. Dieser Tag ist gekommen. Mir tut es leid, dass es noch Menschen gibt, die es nicht verstehen, welche gute Aktion wir durchführen. Denn der Frieden ist doch am wichtigsten.“

„Unsere Geschichte“ 1944

21. Oktober

Unsere Raja ist so winzig wie vor 10 Tagen. Ich behalte das Foto vom Dorf Wiese,¹⁹ wo sie geboren wurde. Ich möchte mit dem Töchterchen spielen, aber entweder schläft sie oder sie weint.

22. Oktober

Raja ist 11 Tage alt. Wir haben sie weder gemessen noch gewogen. Auch nicht getauft. Ich habe sie im Dorf Wiese registriert. Die Entbindung erfolgte unter sehr schweren Umständen. Das Kind weinte fast die ganze Zeit, etwas plagte es. In der Geburtsurkunde, die uns der Bürgermeister ausgestellt hat, steht, dass die Eltern Ostarbeiter sind. In mir kocht es: Werden meine Kinder auch Sklaven sein?

1. November

Unsere Peiniger haben endlich Mitleid mit uns: Jetzt bekommen wir Milch für das Kind. Man hat mich in der Fabrik genommen. Bis jetzt sollte ich nur zufällige, aber immer sehr schwere Arbeit tun.

15. November

Raja fühlt sich sehr schlecht. Sogar im Gesichtchen ist es zu sehen. Was ist mit ihr?

24. November

Mit Raja ist es noch schlimmer. Es ist unerträglich, sie in ihren Qualen zu sehen. Es regnet und es ist kühl. Unser Leben ist wie erstarrt.

¹⁹ Tschechisch Ves, Ortsteil von Černousy.

26. November

Raja geht es besser. Sie hat die ganze Zeit geschlafen. Welch ein Glück für uns. Ich träume von der Zeit, wann sie erwachsen sein wird. Wenn meine Eltern – ihr Opa Oleksandr und ihre Oma Domaha – sie nur sehen könnten. Raja weiß noch nicht, dass sie auch Urgroßväter gehabt hat – Probir und Grigori. Wachse, meine Kleine!

30. November

Am morgen hat es geschneit. Raja fühlt sich wieder schlecht. Heute nach der Arbeit las ich noch einmal Paschas Briefe.

3. Dezember

An diesem Tage „vor einem Jahr“ kamen viele unserer Ostarbeiter-Freunde bei einem Bombenangriff ums Leben. Wir waren auch dem Tode geweiht, nur ein Wunder hat uns gerettet.

10. Dezember

Bis jetzt wohnten wir in der Fabrik, heute bekommen wir Platz in einer Baracke. Raja ist zwei Monate alt, aber Pascha soll morgen schon zur Arbeit gehen. Es zerreißt uns das Herz, wie lassen wir unser krankes Kind allein. Paschas Nerven ertragen das nicht.

17. Dezember

Frost, alles ist weiß. Ich habe Holz geholt. In der Baracke ist es schrecklich kalt.

25. Dezember

Hier ist Weihnachten. Wir haben auch morgen frei. Hitler betet wohl zu Gott.

Kobeljaki, August 1994

Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit der Initiator der Partnerschaft Singen – Kobeljaki, Willi Waibel, uns besucht hat. Wieder ist er in Kobeljaki. Mit ihm kam schon zum zweiten Mal sein Landsmann Heido Blass, Vertreter einer Touristenfirma.

Während des offiziellen Empfangs beim Vorsitzenden des Kreisrates, Wolodymyr Tschernjowski, der auch diesmal volle Bereitschaft zur sachlichen Partnerschaft demonstrierte, sagten die Gäste, dass sie mit dem Besuch zwei Ziele verfolgten: Das erste sei die Wohltätigkeit – sie brachten Medikamente für unsere Kranken. Das zweite sei, den zukünftigen Delegationsausschuss zu besprechen.

Die Deutschen interessieren sich sehr dafür, was sich in den drei Jahren der Unabhängigkeit in Kobeljaki und der Ukraine verändert hatte und ob wir schon von manchen Errungenschaften in der Einrichtung unseres eigenen Landes berichten können.

Na ja, man will sich vor den Gästen nicht blamieren, man will das Gewünschte für das Reale ausgeben, man will sich doch nicht ratlos und dumm zeigen. Aber viel schwieriger ist es, sich selbst zu täuschen. Wir müssen ehrlich gestehen, dass wir auch weiter im Zustand der Ungewißheit leben. Wir sind nicht imstande, sowjetische Doktrinen loszuwerden, die sich schon völlig diskreditiert haben und den heutigen Realitäten nicht entsprechen. Wir haben einen Präsidenten²⁰, aber wer kann schon genau sagen, welche Politik er weiterführen wird? Wir haben ein Parlament gehabt, das nur pro forma Gesetze über die Privatisierung verabschiedet hat. Jetzt haben wir ein neues

²⁰ Leonid Kutschma, 19. Juli 1994 – 23. Januar 2005 Präsident der Ukraine.

Parlament, das alle Privatisierungsprozesse überhaupt aufhält, und man will nicht hören, dass eine Pause auf dem Weg der Reformen eine Katastrophe für die Ukraine bedeutet. Wir jammern über verlorene Beziehungen, aber wir unternehmen nichts für den strukturellen Umbau, für Erneuerungen in der Produktion, wir suchen nicht nach Möglichkeiten der Nutzung von neuen Reserven. Mehrere Parteien sind entstanden, aber es gibt keine einheitliche ideologische staatliche Politik, die uns alle in der Idee der Auferstehung des Landes vereinigen könnte.

Über diese und andere Probleme sprach beim Empfang auch der Bürgermeister Boris Popruga. Er sagte auch, dass die Menschen Reformen begrüßen, aber diejenigen, die keine Veränderungen in der Gesellschaft und der Ökonomie wollten, die nutzen die Naivität und Inkompetenz der einfachen Menschen aus. Deshalb wäre es sehr positiv, wenn möglichst viele Menschen aus Kobeljaki Singen besuchen könnten, um dort selbst zu sehen, wie die Singener leben. Dann würden sie verstehen, dass wir in der Ukraine solches Lebensniveau auch erreichen können. Aber dazu muss man auf dem Wege der Transformation vorwärtsschreiten. Dann würden unsere Landsleute verstehen, dass man nicht so leben darf, wie wir gelebt haben, dann würden sie nicht Vertreter konservativer Kräfte ins Parlament wählen, denn im Parlament verebben heute alle progressiven Prozesse.

„Ich schätze ihre Worte sehr hoch ein“, antwortete Willi Waibel, nachdem er unserem Bürgermeister aufmerksam zugehört hatte. *„In diesem Zimmer habe ich vor einem Jahr ähnliche Worte gesprochen, und ich freue mich sehr über Ihre Aussagen. Für uns ist es nicht einfach zu begreifen, dass es bei Ihnen Menschen gibt, die die Notwendigkeit von Veränderungen nicht verstehen. Die Ukraine kann die Krise nicht überwinden, wenn sie keine Reformen durchführt. Und*

wenn es doch nicht geschieht, dann weiß ich nicht, wo die Grenze des Schmerzes und der Geduld bei Ihren Menschen ist. Der Weg der Reformen ist natürlich schwer, aber es ist der Weg in die Zukunft, diesen Weg gingen alle Länder, die heute ein hohes Lebensniveau haben. Wir sind bereit, Ihnen auf diesem Weg zu helfen.“

Weiter ging es um die Möglichkeit, in Kobeljaki einen kleinen gemeinsamen Verarbeitungsbetrieb zu errichten, der sehr bald effektiv sein würde. Und die Menschen könnten dann real preiswerte Ware bekommen...

Die Gäste berichteten, dass es in der Stadtverwaltung von Singen in diesem Jahr Veränderungen gab: Den Sozialdemokraten Herrn Möhrle hat der Christdemokrat Andreas Renner²¹ ersetzt. Er hat die Absicht, uns bald offiziell zu besuchen.

Was die Vertiefung der Kontakte anbetrifft, so würden die Deutschen gerne nicht nur offizielle Delegationen in Singen empfangen, sondern auch private Besuche. Für sie ist das nicht neu, sie haben es schon mit den Bürgern anderer Partnerstädte von Singen in Italien, Frankreich oder Slowenien praktiziert.

Man sprach bei diesem Empfang auch über den Aufenthalt der Poltawer Delegation (darunter waren auch die Vertreter von Kobeljaki) in Singen, der vor kurzem stattfand. Alle Kosten für diesen Besuch übernahm die deutsche Seite.

Am gleichen Tag besuchten die Gäste das Krankenhaus, wo sie Ihre Hauptmission erfüllt haben: Sie übergaben den Eltern der zuckerkranken Kinder spezielle Meßgeräte, und die Ärzte erhielten Insulin für die Kinder.

Gute Worte an die Adresse der Wohltäter hat der Vorsitzende des Kreisrates, Wolodymyr Tschernjawski, gerichtet, der die Gäste begleitete. Willi Waibel berichtete, dass die Medikamente

²¹ Oberbürgermeister 1993–2005.

für das Geld (15.000 DM) gekauft wurden, das wohlgesinnte Menschen in Singen gespendet hatten. Er versprach auch, dass die Aktion nicht einmalig sein wird, dass Insulin, das in der Ukraine nicht zu bekommen ist, auch weiterhin unseren Kindern gebracht werden soll. Er erklärte unseren Ärzten, wie Insulin und Geräte zu benutzen sind. Der Chefarzt der Poliklinik, Valery Korobejnik, bedankte sich bei den Deutschen für diese wichtige Aktion und bat, alle Singener, die an der Vorbereitung dieser Aktion teilgenommen haben, herzlich zu grüßen.

Willi Waibel und Heido Blass kehrten in die Heimat zurück, aber sie machten mit diesem Besuch einen weiteren Schritt zu unseren Herzen.

„Unsere Geschichte“ 1945

1. Januar

Neujahr. Es schneit. Wir haben einen freien Tag. Aber es ist uns schwer zumute, schlimme Vorahnungen. Ich bitte nur um eines: Gesundheit für Pascha und unser Töchterchen.

4. Januar

Hier ein richtiger Winter. Frost, Schneegestöber. Raja ist krank. Eine Krankenschwester besuchte uns, aber sie ließ uns nur Kamillentee da. Die hiesige Medizin ist nichts für uns.

5. Januar

Unsere Nachbarn in der Baracke sind verdächtige Menschen. Sie flohen vor kurzem aus der Sowjetunion nach Deutschland, sich vor einem Angriff der Roten Armee rettend. Ich kann nur meine Fäuste ballen, wenn sie

Klatschgespräche führen. Ich weiß, dass niemand meine Familie rettet, wenn ich mich nicht mehr beherrsche.

21. Januar

Pascha sitzt beim Töchterchen. Früher konnte man Raja auf die Arme nehmen, jetzt nicht: Sie hat Schmerzen. Alles tut ihr weh. Sie lächelt nicht, sie weint immer. Warum hat sie solche Qualen? Wenn sie manchmal nicht weint, so liefen aus ihrem linken Auge trotzdem Tränen.

23. Januar

Heute Nacht schlief Raja ein, wir fielen wie Tote ins Bett und schliefen auch. Deshalb habe ich Paschas Schuhe nicht repariert.

22. Februar

Der Schnee ist getaut. Keine Arbeit. Wir laden Werkbänke auf die Plattformwagen. Die Fabrikbesitzer fliehen. Immer deutlicher donnert es im Osten. Der Boden stöhnt. Wir hören diesem Donner und Stöhnen zu, wir warten, dass sie näherkommen. Wir werden wieder auf die Abreise vorbereitet. Niemand sagt wohin. Raja geht es nicht besser.

23. Februar

Entweder schlafe ich fest, oder wache die ganze Nacht hindurch. Ich weiß nicht, warum ich mich plötzlich daran erinnerte, wie gern ich auf der Bühne spielte, als ich an der Lehrerbildungsschule studierte und als ich schon in der Schule arbeitete. Im letzten Vorkriegsjahr haben wir zum Beispiel im Klubhaus „Vagabund“ aufgeführt, ich spielte die Rolle von Kanaper, eines Angestellten, der nur an seine Laufbahn denkt. Auch hier in Deutschland überzeugte ich meine Freunde in der Baracke, einen Theaterzirkel zu organisieren. Damit wird das Unsere, das Teuere nicht vergessen und keinen Mut verlieren. Ich sah doch, wie einige junge Menschen hier zugrunde gehen. Es ist doch das Schrecklichste – zu zerbrechen. Wir haben heimlich geprobt. Am begabtesten ist unter uns Oleksij Kossarenko

aus dem Dorf Pyssarinschtschyna, Kreis Talalajiwka (in der Nähe liegt Paschas Dorf Lypowe). Er wollte gerne eine komische Rolle spielen. Wir hatten natürlich keine Texte, und ich wollte auch die Klassiker mit eigenen Worten nicht nacherzählen. Deshalb schrieb ich ein Stück selbst. Manchmal liegen wir schon in den Betten, und Oleksij kann sich immer noch nicht beruhigen: „Was werde ich anhaben? Wenn ich in Unterhosen erscheine, so ist das komisch, nicht wahr? Und wenn ich mich über den Stuhl stütze?“ Einmal, während einer Probe, begann ein Bombenangriff. Oleksij kam ums Leben. Mit ihm auch Nadja Syma, die so talentvoll alte ukrainische Frauen spielte. In Rheinau kam in unsere Gruppe Iwan Paljanytschko, ein begabter Junge. Ihm gelingen Frauenrollen sehr gut. Unter uns waren auch Gryscha Rojenko, Mykola Baklan, Gryscha Jaremenko... Meine Freunde. Einige kommen nie mehr nach Hause, auf die anderen wartet in dem fremden Land noch die Ungewissheit...

13. März

Trübes Wetter, Frost, starker Wind, am Abend auch Schneeschauer. Ich habe Nachrichten gehört: Vor einer Woche überschritten amerikanische Soldaten den Rhein, und jetzt ist der größte Fluss in ihren Händen. Die Deutschen erleiden große Verluste. Laut spricht man nicht drüber. Wir tauschen nur mehrdeutige Worte aus: „Der Frühling kommt!“

14. März

Mit Rojenko holten wir Holz – dürre Äste. Zu Hause – Alarm: Polizist und Lagerführer suchen nach Kartoffeln, die aus den Futterkrippen im Wald verschwunden sind. Für Menschen sorgen sie aber nicht so, obwohl Menschen hungriger als Tiere sind.

15. März, Donnerstag

Das Wetter ist wunderbar. Am Tage versammelten sich auf dem Fabrikhof viele Menschen. Es waren dort Russen, Ukrainer, Franzosen, Italiener. Viele wurden zum Schanzengraben geschickt. Um 3 Uhr folgen

über uns unsere Flugzeuge. Wir dachten, sie fliegen nach München. Der Frühling kommt also! Ein richtiger Frühling.

18. März, Sonntag

Heute riss unsere Geduld: Wir verjagten den rotbärtigen Smoljak aus der Baracke. Er beschimpft alles, was für uns heilig ist. „Verfluchte Kommunisten“, schrie er, bevor er dir Tür hinter sich zugeworfen hat. – Freut euch nicht, dass die Deutschen zurückweichen. Ihr werdet noch sehen, was euch zu Hause erwartet! Ihr werdet euch noch mit blutigen Tränen waschen!“

24. März, Sonnabend

Mein schlampiges Tagebuch... Fast die Hälfte habe ich in einer dunklen Ecke oder im Bett geschrieben. Wie sehr möchte ich meinen eigenen Tisch haben! Mir gefällt es, wenn der Tisch sauber ist, und viele Papiere darauf liegen. Das können meine Eltern bestätigen. Meine Mutter ärgerte sich: „Da steht ja der Tisch, setz dich, nehme die Tischdecke ab, um sie nicht mit Tinte zu verschmutzen, und arbeite ruhig.“ Es war aber nicht das, was ich mir gewünscht habe. Später bestellte ich mir selbst ein Tischchen und saß an ihm bis spät in die Nacht hinein. Ich schuf immer etwas. Jetzt aber, wenn ich Bleistift oder Füller zur Hand nehme, überkommt mich solche Müdigkeit, dass ich kein Wort schreiben kann. So ist es: unter dem Joch hat alles keinen Sinn.

31. März

Heute habe ich Paschas Haar geschnitten. Ohne langen Zopf sieht sie wie ein junges Mädchen aus. Nur die Augen sind wie bei einer dreißigjährigen Frau.

Kobeljaki, November 1994

Als Willi Waibel vor zwei Monaten Medikamente für unsere zuckerkranken Kinder aus der Partnerstadt Singen nach Kobeljaki gebracht hatte (diese Medikamente sind Mangelware bei uns), versprach er, dass diese Aktion fortgesetzt wird. Seit wir diese Wohltäter aus Singen kennen, hält er immer sein Wort. Diesmal kam Willi Waibel mit schwerem Gepäck: In der Zeit nach seinem letzten Besuch bei uns gelang es ihm, noch eine Aktion zu organisieren, in deren Verlauf Geld gesammelt und dafür eine große Menge von Medikamenten gekauft wurde. In unserer Währung macht das 1 Milliarde.

Diejenigen, die kranke, besonders zuckerkranken Kinder haben, die ständig Medikamente brauchen, können diese Hilfe natürlich richtig einschätzen. Kein Wunder, dass die Mütter, die die Freigebigkeit und Großzügigkeit der Singener erleben konnten, sich beim Gast mit Tränen in den Augen bedankten. Lidija Skomarowska sprach im Namen aller Mütter besonders herzliche und rührende Worte.

Willi Waibel kam nicht allein, sondern mit dem neuen Oberbürgermeister von Singen, Andreas Renner. Die Tatsache, dass der neue Oberbürgermeister der befreundeten Stadt schon im ersten Jahr seines Dienstes auf diesem Posten beschloss, Kobeljaki zu besuchen, gibt uns Hoffnung auf seine ersten Pläne in der Partnerschaft. Beim offiziellen Empfang in der Kreisadministration bestätigte Herr Renner, dass er alles unternehmen wird, damit sich die guten Beziehungen zwischen Kobeljaki und Singen weiter entwickeln können.

Die obigen drei Absätze sind aus meinem Bericht in der ukrainischen Zeitung „Kolos“ vom 12. November 1994 unter dem Titel „*Wieder mit der Mission der Barmherzigkeit*“.

Für dieses Buch habe ich fast alle meine früheren Zeitungsberichte verwendet. Mein Ziel war es, eingehend und sehr genau alle Ereignisse zu beschreiben, die mit der Partnerschaft verbunden sind und über alle Aktionen der Barmherzigkeit der Singener zu berichten: Wer kam, was wurde gesagt, was und wie viel wurde mit den Konvois nach Kobeljaki gebracht. Aber ich bemerkte bald, dass meine Kapitel Versammlungsprotokollen und Rechenschaftsberichten zu ähneln begannen.

Hinter Zahlen, Aufzählungen und Namen habe ich beinahe das Wichtigste in meinem Bericht aus den Augen verloren. Nämlich das, was mich bewogen hat, den Kugelschreiber in die Hand zu nehmen. In einer solch eingehenden Beschreibung „*alles über alles*“ gab es keinen Sinn auch deshalb, weil Wolodymyr Tschernjawski diese Arbeit schon sehr begabt gemacht hat, in dem er sein Buch „*Volksdiplomatie*“ (Verlag „Kobeljaki“, 2003) herausgegeben hat. In diesem Buch, das reich an Tatsachen ist, werden 10 Jahre Partnerschaft Singen – Kobeljaki analysiert. Hier wird die Idee des Vertrauens, der Vergebung, der Pflicht und der Verantwortung überzeugend dargelegt. Der Autor hat nichts vergessen, nichts versäumt, nichts verschwiegen. Ich zweifle nicht daran, dass ohne diese sehr wichtige Arbeit von Wolodymyr Tschernjawski bald die Chronologie aller Ereignisse der Partnerschaft verloren gehen könnte. Nur einzelne Menschen und verstaubte Zeitungen könnten uns dann an alles erinnern. Jetzt aber kann man auch in vielen Jahren dieses Buch zur Hand nehmen und alle Ereignisse aufs Neue erleben.

Deshalb entfernte ich einen Teil der beschriebenen Seiten und ließ nur die ersten Zeitungsberichte stehen. Ab jetzt werde ich nur das schreiben, was mein Herz durchdrungen hat. Von der Position eines Menschen, der selbst einen schweren Weg vom

„Hass“ zur „Versöhnung“ zurückgelegt hat. Vielleicht helfen meine Überlegungen und meine Schlussfolgerungen auch anderen Menschen sich aus dem Bann der alten Schmerzen zu befreien, und im Herzen Platz für neue Gefühle zu schaffen.

„Unsere Geschichte“ 1945

1. April

Deutsche feiern Ostern. Eine fremde Feier. Fremde Freunde. Der fremde Gott ist auferstanden. Uns freut nur, dass es Raja ein bisschen besser geht.

7. April

Um 2 Uhr wurden die Namenlisten von denen bekannt gemacht, die in wenigen Tagen nach Friedland fahren sollen – Schanzen graben. Es ist 12 km von unserem Dorf Wiese. Auch mein Name wurde genannt.

8. April

Ein trauriger Tag. Wieder Trennung. Wer weiß, ob wir uns wieder sehen werden. Ich berubige Pascha, aber mir ist schwer zumute. Dazu noch kein (Kanonen-)Donner – weder im Osten noch im Süden.

9. April

Ich verabschiedete mich von Pascha und Raja. In der Brust tut es mir weh. Aber ich bin ruhig. Ich weiß, der Tod kann mich überall finden, es gibt kein sicheres Versteck davor. Wenn ich aber am Leben bleibe, dann kann uns nichts in der Welt trennen.

10. April

Friedland. Meine liebe und unvergessliche Frau Pascha! Mein bis zum Tod! Haben wir früher gedacht, dass wir uns wieder trennen sollen? Mir scheint, ich kann dieses Unglück nicht mehr überleben. Ich kam hierher

und sah keine treuen Augen, hörte keine bekannten Worte. Hier herrscht nur Grobheit, Verböhnung. Wir sollen Steine zerschlagen, Schanzen graben, Absperrungen auf den Straßen bauen. Es ärgert mich. Aber ich hoffe, dass auf den Straßen bald Unsere marschieren werden. Ich wollte Dir mit diesem Brief ein Stück Brot übergeben. Aber dann sah ich, dass ich Brot nicht mehr habe. Vielleicht habe ich es gegessen. Das hat mich traurig gemacht. Küsse unser liebes Töchterchen... Heute bin ich 23 Jahre alt geworden.

12. April

Man brachte mir einen Brief von Pascha, datiert vom 9. April: mein lieber Kolja! Ich warte mit unserer Tochter auf dich für alle Ewigkeit. Uns kann nichts trennen. Vergiss nicht! Deine Pascha und Raja.

18. April

Heute besuchte mich Pascha. Oh, meine liebe Frau! Du erweckst in mir Kräfte, um zu leben. Du bist fort und eine Hälfte von mir ist mit dir fort. Mach dir keine Sorgen. Ich werde fliehen.

19. April

Ein Brief von Pascha. Sie schreibt, dass sie fast keine Lebensmittel bekommen. Man gibt noch nicht einmal Milch für das Kind. Die Deutschen verschweigen nicht mehr, dass die Front schon bei Görlitz ist. Und wenn wir Glück haben, dann kehren wir in die Heimat zurück. Unsere Truppen sind schon ganz in der Nähe! Deshalb sind die Deutschen so böse, wie Hunde. Für jede Kleinigkeit können sie dich umbringen.

20. April

Pascha hat mitgeteilt, dass sie heute für das Kind nichts bekommen hat. Die Erwachsenen bekamen je 5 Kartoffeln.

21. April

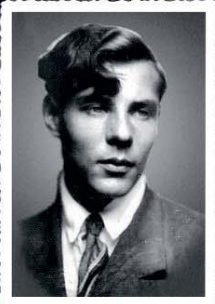
Ich habe etwas Brot gespart und übergab es an Pascha. Von ihr bekam ich einen Zettel. Ich habe ihn an der Brust versteckt.

26. April

Heute heben wir in Wilke Schützengräben oder besser gesagt Schützengrübchen aus. Dort sah ich viele verkriechelte Soldaten von der Front.

"В наших руках будущее Украины"

Ніди передмова



Fotos meiner Eltern aus ihren deutschen Ausweisen

Mykola Owdijenko 1947



Vater als Soldat



Vater - Österreich 1945 -

- 1. Випусок з конвертів ... 222
- 2. фотозйомки ... 17
- 3. Копії листів ... 16

Unsere haben es denen gezeigt! Die Erde bebt (denen glüht sie wahrscheinlich unter der Sohle), und ich denke mit Freude daran, dass die Deutschen diese Schützengräben nicht mehr brauchen werden.

2. Mai

Die Kanonaden donnern. Heute gelang es einigen Tapferen zu fliehen. Ich bin unter ihnen. Durch Gebüsch und Riedgras gelangte ich nach Bunzendorf. Zurück zu den Feinden, weil dort meine Familie ist.

3. Mai

Am Himmel sind unsere Flugzeuge mit roten Sternen. Auf den Straßen – Panik. Deutsche Panzer heulen und zerdrücken auch eigene Evakuierte. Im Lager auch Panik, keine Macht. Ich sitze aber still, ich weiß, dass es unter unseren auch solche gibt, die denunzieren können. Die Frontlinie ist 3 km vor Seidenberg.

8. Mai

In Bunzendorf ist die sowjetische Armee. Unser Triumph ist grenzenlos. Alle wiederholen: Das ist die zweite ukrainische Front!

12. Mai

Die Soldaten bringen uns nach Görlitz. Raja ist fast ohnmächtig. Wir kamen in der Stadt an. Überall Spuren von Kämpfen. Auf den Straßen zerbombte Autos. Ich fand einen Kinderwagen. Es stört nicht, dass er deutsch ist. Wir können darin unser Töchterchen legen... Überall riecht es nach Explosionen.

14. Mai

Raja ist gestorben. Wir erwachten am Morgen – sie weint nicht. Mein armes Vöglein. Über Einzelheiten will ich nicht schreiben – es schmerzt uns sehr. Verfluchte Deutsche!

Blick in mein Inneres

„*Verfluchte Deutsche!*“, wiederholte ich die Worte meines Vaters. Und plötzlich fühlte ich, dass es, obwohl es mir im Herzen brannte, keine Verbindung zu meinen mir bekannten Deutschen mehr gibt. Ungerecht und dumm ist es, sie nun dafür zu hassen, dass sie Vertreter jener Nation sind, die einmal Faschismus wie eine Hydra in die Welt gelassen hat. Wenn wir aber nicht einschätzen werden, dass diese Deutschen als Erste den Schritt zur Versöhnung gemacht haben, so würde es bedeuten, dass wir die Chance nicht ausnutzen wollen, um diese Welt ein bisschen wärmer zu machen.

Aber... Was muss ich mir plötzlich Gedanken über das traurige Schicksal meines Vaters, über den frühen Tod meiner Mutter, über den Tod jenes Engelchens machen, das Gott mir als Schwester Raja in die Welt geschickt hatte? – Waren die Faschisten an all diesen Ereignissen schuldig? An Raja denke ich besonders viel – an dieses Opfer des Krieges, das in einem Kinderwagen, der zuerst von einem unbekanntem deutschen Kind benutzt wurde, vor dem Tod zu fliehen versuchte – in die Ukraine, die es noch nie gesehen hatte. Aber das Schicksal wollte, dass sie ewig im fremden Land bleibt...

Vor kurzem tauschte ich meine Gedanken, die mich nicht loslassen wollten, mit meiner älteren Schwester Walja²² aus. Ich sagte ihr, dass es mir scheint, ich verdanke mein Leben meinem Schwesterchen Raja. Wenn sie damals am Leben geblieben wäre, so würden unser Eltern ein drittes Kind vielleicht nicht gewünscht haben. Denn das Leben war in den Nachkriegsjahren sehr schwer, sowohl materiell als auch moralisch. Die Mutter, eine noch ganz junge Frau, war krank.

²² Kurzform für Walentina.

Ihre Notizen im Tagebuch berichten, wie sie sich fühlt, was die Ärzte sagen, welche Medikamente sie einnimmt. Die Ärzte fanden bei ihr nämlich nichts Ernstes, sie konnten nicht erklären, warum sie immer schwächer wurde, aber sie stellten immer die eine oder andere Diagnose und verschrieben Medikamente. Die Mutter hat alles mit der Hoffnung auf Genesung eingenommen. Mit 44 Jahren ist sie gestorben. Sie war jung, hübsch, kein graues Härchen in ihrem braunen langen Zopf. Kurz vor dem Tod ließ sie die Haare schneiden – sie litt an starken Kopfschmerzen. Und dann fragte sie besorgt, wann ihre Haare wieder lang werden... Mutti, ohne dich ist die Welt leer. Bis jetzt...

Meinen Zweifeln hat Walja energisch widersprochen: *„Wie kannst du so etwas sagen! Du weißt doch, was jedes Kind für eine Mutter bedeutete. Sie würde sich auch ein Viertes wünschen!“* Mich plagte ein anderer Gedanke: Hatte Raja überhaupt eine Chance, am Leben zu bleiben? Vor kurzem hörte ich in einer Fernsehsendung Informationen, dass man in Deutschland in den Betrieben, wo meistens Zwangsarbeiter arbeiteten, die Frauen mit Chemikalien vergiftet hatte, damit sie keine Kinder gebären konnten: Nichts sollte sie von der Arbeit ablenken. Und wenn doch manche Kinder zur Welt kamen, so waren ihre Tage gezählt. Das war die NS-Rassenpolitik. Plötzlich erinnerte ich mich an die Erzählung des Vaters: Als die zweite Front schon eröffnet war, gaben die Faschisten den Zwangsarbeitern eines Nachts Spritzen. Er hat es vermieden, die Mutter aber nicht... Und noch einmal, als unsere Armee schon ganz nahe war, bekam jeder von ihnen je ein Glas *„Vitamine“*...

Na gut, vielleicht war es Rajas Schicksal, vielleicht ist es mit mir nicht verbunden. Und doch... Vor etwa 20 Jahren hatte ich einen Traum: Ich sah die Mutti ganz deutlich, wie sie am Leben war. Ich fragte sie, ob dort, wo sie jetzt ist, Leben existiert. Die

Mutter nickte irgendwie schnell und heimlich mit dem Kopf. Als ob sie dieses Geheimnis nicht preisgeben dürfte. Dann fragte ich, ob ich noch lang leben werde. Und die Mutter sagte die Worte, die ich nie vergessen kann: „*Du lebst ja schon nicht dein Leben!*“ Seitdem versuche ich oft in den schlaflosen Nächten diese Worte zu deuten und warte auf einen Hinweis. Und einmal tauchte er auf: Die Mutter hat für mich bei Gott um eine Lebensverlängerung gebeten – aus den Reserven von unseren Vorfahren, deren Leben sehr kurz war. Denn ich habe es schon einige Male erlebt: Wenn mein Leben an einem seidenen Faden hing, schien es, als ob jemand meinen Schmerz auf sich genommen hat und mir seinen Atem gab. Bist du es, Raja?

„Unsere Geschichte“ 1945

16. Mai²³

Bunzlau. Pascha soll in das Frauenlager, ich in das Lager für Militärpflichtige. Man nennt sie auch Filtrationslager²⁴. Diese Benennung beleidigt. Als ob wir dort wie Ware sortiert werden. Ich will mich über den Sieg freuen, nützlich sein, frei atmen, aber die Wirklichkeit ist anders. Wieder entscheidet jemand, nicht wir, was mit Pascha und mir geschehen soll. Und wieder scheitert unser Familienleben wie ein Sandhaus. Obwohl unser Leben sehr schwer war, waren wir doch glücklich zusammen. Jetzt wieder Ungewissheit. Wie wird Pascha den schweren Weg nach Hause erleben? Und wann?

²³ Das Kriegsende war am 8. bzw. 9. Mai 1945.

²⁴ Personen, die sich kriegsbedingt außerhalb ihres Heimatlandes aufhielten, sollten repatriert werden. Hier handelt es sich vermutlich um Lager unter sowjetischer Verwaltung.

20. Mai

Ich habe gedacht, dass Pascha schon in Lypowe unter ihren Verwandten weilt, von allen umarmt und geküsst wird. Sie hat auch versprochen, die Meinen in Nowa Greblja bald zu besuchen und ihnen alles zu erzählen, was wir hier erleben mussten. Und plötzlich erfahre ich, dass sie noch hier in Bunzlau ist. Und noch mehr: Sie muss schwer arbeiten. Ein Augenzeuge hat versichert: Dieses Frauenlager ist dem deutschen Lager absolut gleich. Nur die Wachsoldaten sind andere. Ich kann es nicht glauben! Es ist einfach unmöglich!

21. Mai

Ein Brief von Pascha. Mir scheint, sie sei erschrocken. Es beunruhigt mich sehr. (...) Sie ist krank. Und Tränen, Tränen. Meine Arme! Ich schreibe ihr einen Brief, tröstete sie, wie ich konnte.

Man hat mich zum Leiter der Abteilung gemacht, die aus ehemaligen Ostarbeitern formiert wurde. Wir üben außerhalb der Stadt. Manchmal suchen wir nach Waffen und Riemenzeug für Nachschubkolonnen.

5. Juni

Ich besuche das Grab des russischen Feldherrn Kutusow. Es ist in Bunzlau. Die hiesigen Einwohner sind überzeugt, dass hier nur das Herz dieses sagenhaften Kriegers begraben ist.

16. Juni

Wir machen uns auf den Weg. In einer Kolonne mit je vier Menschen in einer Reihe. Ich soll das Degtjarjow-Maschinengewehr tragen. Ich bat Pascha zu kommen, um sich voneinander zu verabschieden. Sie konnte aber nicht, oder man hat es ihr nicht erlaubt. Die Marschroute ist unbekannt. Richtung – Süden.

20. Juni

Wir steigen in die Karpaten. Ich kann es kaum gehen und entleere meinen Sack von allen unnützen Sachen.

22. Juni

Tschechoslowakische Grenze. Stadt Jablonetz. Unterwegs gab es viel Interessantes, aber Hitze und Müdigkeit haben alle Eindrücke verdorben. Jetzt ist mein Tagebuch auch zu schwer für mich. Ich riss daraus alle unbeschriebenen Blätter, aber es half nichts. Ich fühle mich nicht wohl.

28. Juni

Wien. Die Kolonne geht weiter, ich bleibe aber in einem Spital. Von dem Fenster aus sind österreichische Regierungsgebäude zu sehen.

14. Juli

Immer noch im Spital. Von hier habe ich einen Brief an Pascha nach Bunzlau geschickt. Mich plagt, dass sie immer noch im fremden Land ist. Gibt es hier wohl keine Arbeitskraft? Oder meint jemand, dass sie noch zu wenig Unglück und Schmerz hier erlebt hat? Wozu hält man Frauen und Mädchen hier auf, man weiß doch, dass ihre Mütter zu Hause vor Unruhe und Schmerz den Verstand verlieren.

1. August

Ich wurde aus dem Spital entlassen. Ließ mich fotografieren. Nur Nase und Kinn sind im Gesicht zu sehen. Die Augen sind irgendwo im Nacken.

2. August

Im 21. Bezirk von Wien bewache ich ein Gebäude, wo unser Spital untergebracht werden wird.

22. August

Heute werde ich von der Spitalabteilung in das Versorgungsregiment verwiesen, das bei Wien in Marbeu untergebracht wird.

24. August

Es ist kein Regiment, sondern eine Karikatur. Soldaten bekommen ihr Essen in Papiertüten oder einfach in die Hände. Am Abend verwies man mich in eine andere Truppe.

2. September

Zwischen Papierblättern, die ich behutsam aufbewahre, fand ich eine von Pascha im Juli 1943 für mich gezeichnete Blume. Wie teuer ist sie jetzt! Ich sehe auf die Blume und habe alles vor Augen, was wir in Berlin erlebt haben. Von Pascha gibt es keine Nachrichten. Ich schreibe ihr schon lange in die Ukraine, in ihr Dorf Lypowe. Das heißt, sie ist noch nicht zu Hause.

5. Oktober

Ich schicke Pascha eine Ansichtskarte von der Stadt Kalkeburg. Im Hintergrund – hohe Berge, unten – lange, dreistöckige Häuser. Früher gehörten sie der hiesigen Kirche. Heute besiedeln die Mönche nur eine Hälfte der Gebäude. In dem linken Gebäude ist unsere Einheit untergebracht. Sogar in kurzer Zeit habe ich vieles von diesem Land erfahren. Ich lerne es nicht nach den Büchern kennen, sondern nach eigenen Beobachtungen. Das vielfältige politische Leben ist hier ungewöhnlich. Es gibt viele Parteien, ideologischer Kampf wird auf den Straßen durchgeführt. Die Reiben der Kommunisten sind nicht zahlreich.

11. Oktober

Heute würde meine Raja 1 Jahr alt sein. Wenn nur... Dieses „wenn nur“ werde ich an jedem deiner Geburtstage sagen, Töchterchen. So bitter ist unsere Arithmetik. Du könntest jetzt schon laufen, die ersten Wörter

aussprechen. Ich liege schon im Bett. Die Tränen liefen aber immer wieder über mein Gesicht. Wo ist Pascha? Ich weiß nicht. Sie ist jetzt so einsam und ungeschützt. Sie hat nichts, nur Rajas Sterbebescheinigung, die wir in der Kirche bei einem Friedhof in Görlitz bekommen haben. Niemand interessiert sich für unseren Kummer, wir haben sie in Eile begraben, dann wurden wir voneinander getrennt und gerieten in verschiedene Lager...

Kobeljaki 1995

Freudige Mitteilung: Der ukrainische Präsident Leonid Kutschma hat die Verordnung über die Auszeichnung von Wilhelm Josef Waibel für seine große friedensstiftende Tätigkeit unterzeichnet. Zum ersten Mal hat man in der Ukraine einen Bürger der BRD so hoch gewürdigt. Aus Singen kam bald ein Fax:

Fax von W. Waibel an L. Owdijenko.

Zuerst möchte ich mich für Deine Glückwünsche in der Zeitung herzlich bedanken. Ich habe auch eine Bitte: Falls möglich, lass diesen Text – meine Anrede an alle Menschen in Kobeljaki – drucken:

Herzlich Grüße aus Singen!

Es war für mich eine Überraschung, eine große Freude und eine Ehre, dass der ukrainische Präsident L. Kutschma mich, einen Deutschen, anlässlich des 50. Jahrestages des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg so hoch ausgezeichnet hat. Leider konnte ich bei dem festlichen Akt nicht in Ihrer Hauptstadt sein, aber unser Botschafter, Herr Dr. Arnot, hat diese Auszeichnung empfangen und mir übergeben. Ich denke, es ist eine zu hohe Auszeichnung dafür, was ich bisher für die Ukrainer, für die Menschen in Kobeljaki, getan habe. Diese Auszeichnung gehört in erster Linie Ihnen, weil sie uns die Hand der Versöhnung gereicht haben. Ich

*bin als Christ, Humanist, als leidenschaftlicher Friedensanhänger überglücklich, weil ich einen Beitrag zur Verbesserung der Beziehungen zwischen unseren Völkern leisten kann, zum Bau eines neuen Friedensweges für unsere Nachkommen. Ich bin auch glücklich, dass ich ein bisschen den ehemaligen Zwangsarbeitern helfen konnte, ihr Leben finanziell und moralisch zu erleichtern. Aber ich beachte auch zugleich die Meinungen der älteren Menschen in Kobeljaki, die es nicht verstehen, dass gerade ein Deutscher von Ihrem Präsidenten ausgezeichnet wurde. Ich bin bereit, bei diesen Menschen für unsere gemeinsame Vergangenheit um Verzeihung und um Vertrauen zu bitten.
Mit besten Glückwünschen aus Ihrer Partnerstadt Singen, Wilhelm Waibel*

„Unsere Geschichte“ 1945–1946

21. Oktober

Ich habe einen Brief von Pascha bekommen. Von zu Hause! Sofort habe ich geantwortet. Ich befahl ihr, sich zu schonen, sich nicht aufzuregen und nur an unser künftiges Kind zu denken.

Ich diene immer noch in Wien. Ich beteilige mich am politischen Leben des Regimentes, habe ein kleines Arbeitszimmer. Bis in die späte Nacht sitze ich hier über Papieren: Ich habe schon einige Kapitel meiner Erinnerungen geschrieben, die ich „Unter dem schwarzen Flügel“ nennen will.

7. November

Das erste Mal in den letzten vier Jahren feierte ich den 28. Jahrestag unseres sowjetischen Landes. Die Fassade unserer Kaserne ist heute nicht zu erkennen: Flaggen, Losungen, auf dem Dach ein großer roter leuchtender Stern. Heute fuhr ich durch die Stadtmitte. Ich sah, dass Österreich wirklich in sowjetische, amerikanische, englische und französische Zonen geteilt ist. Also 4 Alliierte kontrollieren das Land.

Es gibt hier aber Menschen, die es Okkupation nennen. Solche Undankbarkeit!

24. November

Ich erhielt von Pascha 9 Briefe. Auf der Rückseite einer rotarmistischen Zeitung schrieb ich an Pascha: „Meine liebe Frau! Heute habe ich Deine Briefe und zwei von Schwester Raja bekommen. Ich will vor Freude lachen, wenn ich lese, wie sie von dir begeistert ist, wie sich meine Eltern über deine Besuche freuen. Und wie bildhaft hast du eigene Eindrücke von unserem Haus beschrieben! Ich küsse dich, meine Allerliebste...“

6. Dezember

Es regnet in Strömen. Die Gipfel sind aber mit Schnee bedeckt.

10. Dezember

Ich hole Korrespondenz von Wien. Ich habe zum ersten Mal im Zirkel „Ich will alles wissen“ unterrichtet. Ich habe diesen Zirkel selbst organisiert. Ich bereitete mich sehr tüchtig vor und jetzt bin ich mit dem Resultat zufrieden.

10. Januar 1946

Ich habe absichtlich nach dem 10. Dezember nichts notiert. Ich war aufgeregt. Ich wartete auf die Nachrichten aus Lypowe. Pascha sollte gebären. Endlich kam die freudige Nachricht: Am 12. Dezember 1945 um 23 Uhr wurde in unserm Hause in Lypowe unser Töchterchen Walentyna geboren: 44 cm, es gab keine Möglichkeit, sie zu wiegen. Ich bin glücklich. Ich hoffe, dass es auch Pascha leichter wird. Vielleicht ist zu uns unsere Raja zurückgekehrt, aber in einem anderen Antlitz? Ich habe Pascha ein Gedicht gewidmet. Darin habe ich all meine Liebe zu ihr ausgedrückt. Mehr kann ich ihr nicht schenken. Mir ist sehr warm ums Herz – wir sind wieder eine Familie.



Erste freundschaftliche Umarmungen.
Willi Waibel und Wolodymyr Ogijschuk - 1991



Willi Waibel mit ukrainischen Kriegsveteranen.
Links im Bild: Elena Daniljuk, Dolmetscherin

Kobeljaki – Singen, September 1995

Paradox, aber Kobeljaki und Singen hat verbunden, was sie lange Zeit getrennt hat – die schwere Kriegsgeschichte. Vielleicht ist es kein Wunder, dass ehemalige Feinde müde geworden sind, Feinde zu sein, und die jüngeren Generationen brauchen diese Feindschaft überhaupt nicht. So ist es, eine gute Sache findet immer gute Menschen, die sie verwirklichen werden. Oder umgekehrt: Gute Menschen machen immer etwas Gutes.

Schon viele Deutsche haben Kobeljaki besucht. Auch einige Bewohner von Kobeljaki waren in Singen. Eine solche Gelegenheit habe ich jetzt auch...

Es war ein richtiger goldener Herbst, als sich unsere Delegation mit den ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern Jewdokija Kornilowa, Nina Serdjuk, Boris Meleschko und Mykola Kowalenko mit seiner Tochter Kewdokija Jakymawa mit einem Flugzeug nach Deutschland begab. Über meine Eindrücke berichtete ich in einer Reihe von Beiträgen in unserer Kreiszeitung. Heute blättere ich wieder darin und erlebe aufs Neue jene sieben unvergesslichen Tage, die einem Märchen gleichen. Das Traurige hat sich mit der Freude verflochten. Aber alles der Reihe nach.

Der erste Tag

Der Flughafen in Borispil²⁵ summte wie ein großer Bienenstock. Die einen sind gekommen, die anderen fliegen ab. Endlich werden auch wir zum Einsteigen aufgefordert. Zuerst wird unser Gepäck aufgegeben. Wir gehen zuerst in den Wartesaal, dann besteigen wir ein Schweizer Flugzeug. Warum

²⁵ Internationaler Flughafen von Kiew.

eins aus der Schweiz? Weil wir nach Zürich fliegen. So ist es billiger. Singen liegt in jenem Teil Deutschlands, der an die Schweiz grenzt. Vielleicht lief hier Pastor Schlag im Auftrag von Stierlitz über die Grenze vom faschistischen Deutschland in das neutrale Land, wo es keinen Krieg gab. Leider konnten wir die Schweiz nicht sehen – ohne ein Visum durften wir den Flughafen nicht verlassen. Das Umsteigen dauerte nur wenige Minuten. Im Gedächtnis blieb nur eine besondere Atmosphäre des Wohlstands und der hell beleuchteten Startbahn. Es dämmerte... von dem schweizerischen Zürich bis zum deutschen Stuttgart ist es ganz nah. Die Stewardessen hatten kaum Pralinen und Getränke verteilt, als das Flugzeug schon gelandet war. Unser Gepäck wartete schon auf uns! Auch der Bus, mit dem Willi Waibel unsere Delegation abholte.

Wir fahren nach Singen. Apropos: Das deutsche Wort Singen bedeutet „*singen*“. Und wir sangen – mit großem Enthusiasmus – ukrainische Lieder! Es stellte sich heraus, dass Wolodymyr Ogijtschuk und Dusja Jakymowa wunderbare Stimmen haben, wir anderen sangen mit, so gut wir nur konnten.

Aber ich habe noch fast nichts über unsere Delegation gesagt. Offiziell war es eine kobeljakische Delegation, aber in Wirklichkeit waren unter uns auch Menschen aus anderen Kreisen des Gebiets Poltawa und sogar aus dem Gebiet Kiew. Über diese Menschen schreibe ich noch später, denn gerade wegen ihnen war nämlich diese Reise organisiert worden.

Der lange Tag hatte uns ermüdet, und als wir endlich in Singen ankamen, konnten wir kaum noch auf den Beinen stehen.

Der zweite Tag

Jetzt kann man sich umschaun. Wir wohnen im ersten Stock eines kleinen privaten Hotels. Unten ist ein kleines Restaurant. Schnell frühstücken wir und gehen hinaus.

Das Wetter ist wärmer als bei uns, die Natur hat also noch keine herbstlichen Züge. Überall Blumen! Aus jedem Fenster, von jedem Stockwerk blicken wir auf eine bunte Blütenpracht. Das Bild wird durch schneeweiße Häuser mit roten, spitzen Dächern ergänzt. Wir bewundern die Architektur, aber das Angenehmste ist hier die Sauberkeit...

Wir fahren in die Stadt Überlingen. Sie liegt 50 km von Singen entfernt. Eine gute Gelegenheit, die Autobahn ohne Schlaglöcher und Straßenränder ohne Unkraut zu bewundern. Wir schauten aus dem Fenster. Wir haben schon bemerkt, dass hier kein Quadratmeter ungepflegt ist. Jedes Stück Erde gehört jemanden, der dafür sorgt und es pflegt. Kein Wunder: der Boden ist in Deutschland sehr teuer, und Geld zu verschwenden ist hier nicht üblich.

Unsere Exkursion beginnt – gemäß deutschem Programm – an einem traurigen Ort – ein ehemaliger Stollen! Unser Begleiter, Oswald Burger, hat Stiefel angezogen.²⁶ Wir aber sind unsere Wege zu Hause gewöhnt und fühlen uns in unseren Schuhen ganz bequem. Aber unsere Herzen zitterten, als das Eisentor in den kühlen, unterirdischen Raum geöffnet wurde. Mehr als eine Stunde verbrachten wir in dunklen Labyrinthen und hörten eindrucksvolle Berichte. Ich erzähle alles mit eigenen Worten, alles, was mein Gedächtnis von dieser Exkursion behielt.

Dieser Stollen war für die Herstellung von Raketen gedacht. Mit diesen Waffen hoffte Hitler den Krieg zu gewinnen. Aber die Ereignisse an der Front zwangen die Faschisten, ihre Pläne zu ändern. In der Reichskanzlei wurde beschlossen, vier Militärbetriebe, die von französischen Flugzeugen bombardiert wurden, unter die Erde zu verlegen, da es dort sicherer war. Es

²⁶ Burger, Oswald: Der Stollen. Verein Dokumentationsstätte Goldbacher Stollen und KZ Aufkirch in Überlingen. Überlingen 1996.

wurden aus 7 verschiedenen Konzentrationslagern Zwangsarbeiter mit der Eisenbahn hierher transportiert. Tausende von Häftlingen, die meisten aus Dachau, arbeiteten hier an der Errichtung des Stollens. Man hat für sie schnell ein Lager gebaut. Nach 6 Monaten, gegen Kriegsende, hatten die Zwangsarbeiter einen 4 km langen Tunnel gegraben. Die Erde wurde zum Bodensee transportiert, man hat damit das Seeufer aufgefüllt, inzwischen gibt es dort einen Campingplatz. Viele kamen bei dieser gefährlichen Arbeit ums Leben, die auf einem eigenen Friedhof bei der Klosterkirche Birnau begraben sind. Der Stollen wurde nie fertig und wird heute als Gedenkstätte der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt als Mahnmal für kommende Generationen. (...) Wir kamen aus dem Stollen heraus und standen noch lange vor diesem steilen Berg mit dem eisernen Tor. Uns schien, als ob wir immer noch das Stöhnen von dort hörten... Oben über den Stollen verlief das friedliche Leben eines der teuersten Bezirke der Stadt. Etwas weiter sahen wir eine Gedenkstätte von bunten, herbstlichen Blumen umgeben: An dieser Stelle befand sich das Zwangsarbeiterlager. Dort waren vielleicht auch unsere Landsleute.

Am Nachmittag fahren wir noch nach Biberach. Im Rathaus empfing uns der junge Oberbürgermeister (wir sehen, dass das Alter keine Barriere für eine erfolgreiche Laufbahn ist). Wir erfuhren, dass die Stadt die traditionellen Farben blau und gelb hat – wie unsere Staatsflagge, dass Biberach auch eine Partnerstadt in Georgien hat, und dass zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt eine Kirche gehört, die von zwei Konfessionen benutzt wird: von Katholiken und Protestanten (ein wunderbares Beispiel für unsere Geistlichen!). Am stärksten hat uns aber das sogenannte „*sonjetische Feld*“ in Biberach beeindruckt. Es ist ein ausgezeichnet gepflegter

Friedhof, wo auf Grabsteinen russische und ukrainische Namen stehen, wo Blumen wachsen. (...) Wir machen uns mit zwei hiesigen Lehrern bekannt, die zusammen mit ihren Schülern jahrelang die Gräber pflegten. Sie sagten uns, dass lange Zeit niemand in der Stadt die Geschichte dieses Friedhofes kannte. Unbekannt waren Namen und Lebensdaten der Bestatteten. Man sollte viele Kräfte daran setzen, damit die Toten nicht anonym bleiben. Im Rathaus wurde uns dann ein Film zur Geschichte des Friedhofs gezeigt, die in drei Phasen verlief. Im Kalten Krieg, als sich die Spannungen zwischen West und Ost verschärften, übernahm eine katholische Kirchengemeinde der Stadt die Pflege für den Friedhof, um somit ein Symbol gegen das Wettrüsten zu setzen. Friedliebende Menschen sahen im Friedhof einen Ort der Versöhnung, die Namenslisten der Begrabenen wurden in unsere Heimat geschickt. Diese Gruppe organisierte auch die Aktion ‚geben wir allen Gefallenen ihren Namen zurück‘, um die Öffentlichkeit für den Erhalt des Friedhofs zu gewinnen. Daraufhin meldeten sich viele Menschen und es wurden 50.000 DM gesammelt, die dann dem Friedhof zugute kamen. Zum Schluss gab es einen ökumenischen Gottesdienst der drei Kirchen – der katholischen, evangelischen und orthodoxen. Jetzt gibt es hier immer viele Blumen, besonders zu Weihnachten. Auch wir legten Rosen nieder. Meine Blume legte ich auf das Grab von Petja Musytschenko, der 1943 geboren und gestorben war und noch nicht begreifen konnte, wer er und von wo er ist. Mykola Kowalenko ging lange zwischen den Gräbern, er las alle Inschriften aufmerksam, er suchte nach Sergij Saporoschetz, mit dem er hier das letzte Stück Brot und das schwere Schicksal der Zwangsarbeit geteilt hat. Der Lehrer (sein Name ist mir leider entfallen), der uns begleitete, legte seine Rose auf das Grab von Dmitri Siwidow.

Er erzählte uns die traurige Geschichte dieses 14-jährigen Jungen aus Russland, der für ein kleines kindliches Vergehen von den Nazis erhängt wurde...

Wenn nur die Gräber erzählen könnten! Von welchen Leiden der Verstorbenen würden sie uns berichten?!

P.S. Auch diese Episode hörte ich hier: Auf diesem „sowjetischen“ Feld sind auch jene 50 Zwangsarbeiter begraben, deren Sterbeurkunden Willi Waibel in den Archiven seiner Stadt gefunden hat. Zuerst lagen ihre Überreste in Singen. Aber 1950 wurde ein Teil davon ausgegraben und abtransportiert. Wohin und von wem – war nicht bekannt. Kurz danach stellte sich heraus, dass sie in Biberach sind. Hiesige Historiker meinen, dass es ein Versuch war, die Überreste in die UdSSR zu transportieren. Biberach ist ein Eisenbahnknotenpunkt. Aber aus irgendeinem Grund gelang das nicht.

Der dritte Tag

*Wir freuen uns nicht auf die Reise selbst,
sondern auf die Erwartung der Veränderung.
Aber unsere Schmerzen, unser Tränen,
holen uns ein...*

Wie sich herausstellt, ist es nicht alles, tausende Kilometer zurückzulegen. Ich hatte nachts den Traum, in Kobeljaki über einen Platz zu gehen. Es herrschte tiefste Finsternis! Bedrohliche Schatten zischelten wie Schlangen. In der Ferne sah ich Licht, glaubte, dass dort eine Kirche gebaut wird. Ich will zu diesem Licht. Aber die Dunkelheit erstickt mich, die Schatten kommen bedrohlich näher ... und ich erwache.

Vor dem Fenster dämmert es, ich bin schlecht gelaunt. Man muss an etwas Schönes denken. Zum Beispiel an gute Menschen. Ich wähle diejenigen, die ganz in der Nähe sind, sozusagen Wand an Wand wohnen: Jewdokija Kornilowa und Nina Serdjuk, Frauen mit schweren Schicksalen und hellen Seelen, heute Rentnerinnen, frühere Zwangsarbeiterinnen...

Zu Jewdokija Kornilowa und Nina Serdjuk: Beide wurden im Dorf Muschyna Greblja, Kreis Nowi Sanshary²⁷ geboren. Die erste wohnt jetzt in Poltawa, die zweite im Dorf Bilyky, Kreis Kobeljaki. Beide wurden von den Okkupanten nach Deutschland verschleppt, wo sie im Aluminiumwerk von Singen gearbeitet haben. Damalige Deutsche haben sie wie Vieh behandelt, heutige Deutsche empfangen sie als willkommene Gäste. Konnten diese Zwangsarbeiterinnen sich damals vorstellen, dass „Singen“ ihnen die Hand zur Freundschaft reichen wird? Dass Singener ihnen sagen werden: *„Richten Sie bitte allen in der Ukraine aus, dass die Vergangenheit uns leid tut, dass wir den Nazismus verurteilen und alles unternehmen werden, dass er nie mehr in unserem Land aufersteht!“*

Ich stelle wunderbare Veränderungen fest: Jewdokija und Nina sind jünger geworden. Ja, das Leben in Deutschland war sehr bitter, aber es war zugleich die glückliche Zeit der Jugend und ruft positive Emotionen hervor. Die Augen sind heller geworden, der Gang energischer. Einen Augenblick habe ich mich sogar älter gefühlt als sie, und ich begann, meine Gefährtinnen mit „Mädchen“ anzureden und mich um sie zu sorgen. Sie nennen mich scherzhaft „Betreuerin“. Wir sind sehr gut befreundet.

Ich gehe also zu meinen „Mädchen“, um mein Herz zu erleichtern. Sie sind schon wach und machen sich „schön“. „Wie

²⁷ Ort zwischen Kobeljaki und Poltawa.

habt ihr geschlafen?“ Sie sagen, dass sie bis in die späte Nacht miteinander gesprochen und sich an die Tage ihrer Jugend erinnert haben. Unbemerkt zogen sie auch mich in ihre Erinnerungen hinein, und das Zeitgefühl verließ uns...

Die Zeit aber drängte: Unsere Delegation wurde für den heutigen Tag zu den Feierlichkeiten anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Firma *Georg Fischer* eingeladen, die im Zweiten Weltkrieg auch ukrainische Zwangsarbeiter beschäftigte. Jeder von uns stellte sich diese Feierlichkeiten anders vor. Ich stellte mir einen großen Saal mit einer Bühne vor, auf dem das Präsidium saß. Der Saal war wirklich sehr groß und festlich. An zahlreichen gedeckten Tischen saßen schon feierlich gekleidete Menschen. Man sagte uns, es seien Mitarbeiter, Leiter und Gäste. Aber es war schwer zu erkennen, wer wer ist - alle sind gleich respektabel, ohne Dünkel. Ich erinnerte mich daran, was unsere Dolmetscherin Lena Daniljuk, die schon früher in Singen war, uns erzählt hatte, dass wir hier nicht nach unseren „*sowjetischen*“ Vorstellungen die Menschen einschätzen sollen. Auch wenn jemand bescheiden auftritt, kann er einen hohen Posten bekleiden. In Deutschland schätzt man die Menschen nicht nach ihren Kleidern ein.

„*Sieh mal, da, die Direktoren mit den Aktentaschen auf der Bühne, ganz wie bei uns*“, - stieß mich Dussja Jakymowa an. Sie wurde 1943 in Singen in einer Zwangsarbeiterfamilie geboren und kam jetzt mit ihrem Vater Mykola hierher. Aber in ihrem Pass steht als Geburtsort eine ganz andere Stadt. Die Eltern wollten ihre Biografie nicht erschweren. Deshalb gaben sie nach ihrer Rückkehr von der Zwangsarbeit in die Heimat eine ukrainische Stadt als Geburtsort an ...

Auf der improvisierten Bühne sitzen in einem Halbkreis verschiedene Herren. Plötzlich stehen sie auf, machen ihre Aktentaschen auf (drin waren Partituren) und ... ein Lied

erklingt. Jetzt muss ich Dussja stoßen, wir lachen. Die „Bürokraten“ auf der Bühne sind eine Männerkapelle! Sie bleibt während des offiziellen Teils auf der Bühne, Redner aller Art treten einfach ans Mikrofon und der überfüllte Saal hört aufmerksam zu. Ich mache mir Sorgen: Gleich sollen Wolodymyr Ogijtschuk, Wassyl Kotljar und Lena Daniljuk auch auf die Bühne, wohin die Augen aller Anwesenden gerichtet sind. Alle drei sind aufgeregt. Wie werden wir hier empfangen? Lena übersetzt nicht mehr, was die anderen sagen - sie ist angespannt, wie vor einem Sprung ins Wasser. Jetzt werden die Gäste aus Kobeljaki angesagt, die auf die Bühne gehen. Wolodymyr Ogijtschuk versucht etwas zu sagen, aber der Applaus will kein Ende nehmen. Es ist so angenehm, und wir verstehen, dass dieser herzliche Empfang nicht nur uns, sondern der ganzen Ukraine und unserer Partnerschaft gilt. Später traten verschiedene Menschen an unseren Tisch, sie wünschten uns Glück oder wollten uns einfach begrüßen. Darunter war auch Oberbürgermeister Andreas Renner. Wer aber hätte gedacht, dass es in diesem Saal so viele von unseren Landsleuten (ehemalige Bürger der Sowjetunion) gibt! Die einen sind vor kurzem hierher gekommen, um hier nach einem besseren Leben zu suchen, die anderen wohnen hier seit der Kriegszeit. Sowohl die Ersten als auch die Zweiten fanden hier ein höheres Lebensniveau, aber alle leiden an Nostalgie, weil die Sehnsucht nach der Heimat für die slawische Seele charakteristisch ist. Der eine, der uns mit der Videokamera aufgenommen hatte, weinte bitterlich, ich wusste, dass es ein „Unsriger“ war, weil er bei diesem Fest, wo nur Bier und trockener Wein gereicht wurden, schon betrunken war ...

Als man mit dem offiziellen Teil fertig war, begann ein großes Konzert, das bis zum späten Abend fortgesetzt wurde. Uns gefiel sehr, dass das Fest nicht zu offiziell war. Wenn jemand

doch alles „dirigierte“, so machte er es unbemerkt und sehr begabt. Alles war so geplant, dass die Menschen den ganzen Tag ausruhen und ihre Mahlzeiten einnehmen konnten. Aber spät am Abend konnten wir nicht sofort in unser Hotel gehen: Die Tür war zu und auf zaghaftes Klopfen reagierte niemand. Dann versuchten wir lauter zu klopfen. Man hat uns eingelassen. Erst später erfuhren wir, dass jeder von uns schon am ersten Tag je zwei Schlüssel erhalten hatte, von der Haustür und von der Zimmertür. Von diesem Service waren wir beeindruckt.

Der vierte Tag

Als am nächsten Tag in unserem Kreis zwei nette und energische Menschen erschienen, verstand ich sofort, dass es Catherine Azad und Frédéric Gonseth sind, man hatte gestern von den beiden gesprochen. Sie kamen aus der Schweiz, um über die Delegation aus Kobeljaki einen Dokumentarfilm zu drehen. Catherine liebt unser Volk besonders. Ihre Oma war eine Russin, die in der Ukraine wohnte. Vor einigen Jahren reiste Catherine zusammen mit ihrem Kollegen in die Ukraine, um unser Land, seine Menschen und Sitten kennen zu lernen. Dafür wählten sie ein ungewöhnliches Transportmittel: Um alles besser sehen zu können, verzichteten sie auf das Auto und spannten ... einen Esel ein. Diesen Esel bekamen sie als Geschenk von einer bekannten Dompteuse, deren Mutter ... in Kobeljaki wohnt. So bewegten sich Catherine und Frédéric sehr langsam und drehten ihren Dokumentarfilm „*Ukraine mit kleinen Schritten*“²⁸ (für den sie in ihrer Heimat einen Preis verliehen bekamen). (...) In Poltawa war Catherine vom Studentenchor „*Kalina*“ der Pädagogischen Universität

²⁸ L'Ukraine à petits pas (Dokumentarfilm, 105 Min., 1992).

begeistert und lud ihn bald in die Schweiz ein. Der Chor hatte dort großen Erfolg: Die Menschen im Saal weinten, als sie unsere Lieder hörten. So sind sie, die Fernsehjournalisten Catherine und Frédéric. In ihrer Arbeit sind sie absolut frei, sie sind unabhängig. Sie leben sehr bescheiden, die ganze Zeit sind sie auf Reisen, immer suchen sie nach neuen Sujets, nach neuen Helden. Catherine spricht ganz gut russisch. Sie erzählte mir begeistert über ihre Eindrücke von der Ukraine. Schlimm ist aber, sagte sie, dass sie zu Hause statt Gott Fernseher haben, sie beten Fernseher an, draußen tobt das richtige Leben aber sie nehmen nicht daran teil, sie versuchen nicht, dieses Leben besser und schöner zu machen. Kluge kleine Catherine. Wie mutig schleppte sie den ganzen Tag die schwere Apparatur, wie viel Mühe kostete sie die kurze, aber interessante Episode, als wir eine Exkursion zu „*Georg Fischer*“ hatten. Es war eine wunderbare Exkursion. Alle Hallen funktionierten, durch breite Gänge strömte eine Menschenmenge. Ich weiß nicht, ob es modernere und effektivere Betriebe gibt, ob die Arbeitsorganisation irgendwo höher sein kann. Unsere Menschen, wenn sie diesen - bis aufs kleinste geregelten Prozess - beobachten, sind einfach schockiert. Leider!

Mykola Kowalenko (er wohnt jetzt in Grebinka) war bei der Exkursion besonders aufgeregt. In den Kriegsjahren arbeitete er bei „*Georg Fischer*“. Bis jetzt war er immer still und fiel nicht auf. Und plötzlich begann er, sehr aufgeregt und laut zu erzählen, wie es hier vor 50 Jahren war. Wenn ihm die passenden Worte nicht einfielen, begann er zu gestikulieren, und bald stand er im Zentrum der Aufmerksamkeit aller Anwesenden.

(...) Sehr angenehm, dass gerade die Firma „*Georg Fischer*“ aktiv an der Entwicklung unserer Partnerschaft teilnimmt, indem sie die finanzielle Unterstützung übernimmt, wie uns Willi Waibel

berichtete. Auch unsere Reise wurde größtenteils von dieser Firma finanziert.

Heute fuhr uns Willi Waibel zu einer Kapelle, sie heißt Theresienkapelle und befindet sich in der Nähe des Betriebsgeländes von Georg Fischer. Wir bleiben stehen, wo einst ein Lager war. Dort wurde nicht nur Dussja Jakymowa, sondern auch Mykola Stepka, das schweigsamste Mitglied unserer Delegation, geboren. Über die Kapelle hat uns Willi Waibel folgendes berichtet:

„In den an dieser Stelle stehenden Baracken wohnten Zwangsarbeiter aus den besetzten Ländern. Am Ende des Krieges, als die französische Besatzungs-Armee kam, wurden sie sofort nach Hause entlassen (die letzten am 22. August 1945). In den Baracken wurden dann ehemalige Nazis und auch Kriegsgefangene untergebracht. 1946 erschien in Singen ein französischer Offizier, ein Katholik, der für kurze Zeit Kommandant des Lagers war. Schon bald gelang es ihm, aus diesem Lager ein Musterlager zu machen. Ich konnte diese Veränderung selbst beobachten, ich war damals 12 Jahre alt. Dieser Mann war gerecht, und überdies saß er im Krieg selbst in deutscher Haft. Er dachte, Menschen soll man menschlich behandeln. Er kam auf die Idee, auf diesem traurigen Platz eine Kapelle zu errichten. Er fragte alle Häftlinge nach ihrem Beruf und organisierte eine Baubrigade. Dieser Franzose wollte die Kapelle als Symbol der Versöhnung vor allem zwischen Deutschland und Frankreich errichten. Drei Spezialisten meldeten sich und fertigten einen Entwurf an, die anderen verwirklichten ihn. Ich war 11 Jahre alt, als die Kapelle eingeweiht wurde. Dieser Tag bedeutete für mich den Übergang vom Krieg zum Frieden. Später, als das Lager beseitigt wurde, besuchte niemand mehr diese Kapelle. Sie begann zu verfallen. Dach und Wände bröckelten ab. Das Grundstück, auf dem die Kapelle stand, gehörte „Georg Fischer“ und war wertvoll. Die Firma hätte dieses Grundstück einmal vorteilhaft nutzen können. Die Existenz der Kapelle war also bedroht. Das hatte

ich verstanden und begann zu handeln. Vor 30 Jahren schaltete ich Presse, Rundfunk, Fernsehen, Politiker ein, – und unsere gemeinsamen Bemühungen führten dazu, dass die Kapelle unter Denkmalschutz gestellt wurde. Jetzt war es nicht mehr so leicht, sie zu beseitigen. Da bei „Georg Fischer“ immer viele Italiener arbeiten, beschlossen sie, die Theresienkapelle zu pflegen.“

Soweit der Bericht von Willi Waibel.

Wir betraten die Kapelle und wurden vom Helfer des italienischen Pfarrers sehr herzlich empfangen. „*Gott ist die Liebe*“, steht dort auf einer Tafel. Auf ihr sind zwei ineinander verschlungene Hände und Fragmente von Stacheldraht. Ein Symbol der Versöhnung.

Immer noch der vierte Tag

Es ist immer sehr angenehm, Kurt Wolf zu sehen, er strahlt vor Herzlichkeit. So haben wir ihn in Kobeljaki kennengelernt, hier empfing er uns mit offenen Armen und begleitete uns bei unserer Stadtexkursion. Genauer gesagt, wir gehen durch die Stadtmitte zum Rathaus, um uns dort mit einem Meisterwerk der Malerei vertraut zu machen – mit dem Gemälde „*Krieg und Frieden*“²⁹, worauf man in Singen sehr stolz ist. Unterwegs bleiben wir an den Schaufenstern der Geschäfte stehen. Schon der erste Blick überzeugt uns: Diese Preise sind nicht für uns! Aber die Verführung, schöne Ware zu bewundern, ist sehr groß, besonders für Frauen. Die Auslagen mit Pullovern, Jacken, Mänteln, Kleidern, Tische mit Kinder-, Damen- und Herrenschuhen stehen auf dem Bürgersteig. Es scheint, dass es für diese Waren keinen Platz in den Geschäften gibt, und die Kleider auf die Straße müssen, um sich Käufer zu suchen. „*Das*

²⁹ Wandbild von Otto Dix (1891-1969) im Singener Rathaus von 1960.

sind teure Geschäfte, sogar für Deutsche“, erklärt Kurt Wolf – und fragt mich nach meinem Einkommen...

Und jetzt Information für ukrainische Leserinnen und Leser, die in der Nacht die Kartoffeln des Nachbarn ausgraben, Bänke aus öffentlichen Parks in eigene Höfe schleppen oder die gewaschene Wäsche in den Höfen stehlen – stellt euch vor: Auf den Straßen neben diesen Tischen und Ständern sind keine Verkäufer zu sehen! Die Psychologie der Menschen hier ist für uns unbegreiflich. Sie stehlen nicht, sie reißen keinen Draht aus Telefonzellen, sie „*schmücken*“ Mauer und Wände nicht mit ihren Autogrammen. Wir sehen, dass in den Telefonzellen dicke Telefonbücher liegen, dass auf den Strassen elegante Gartenmöbel und prächtige Tontöpfe mit wunderbaren Pflanzen übernachten können und, Verzeihung: in den Toiletten sind die Wände nicht schamlos bemalt, sondern hier liegen Papierservietten, Toilettenpapier. Niemandem fällt ein, hier etwas zu stehlen.

Nach solchen Beobachtungen und Überlegungen wir sind am Rathaus angekommen. Im großen Saal, wo feierliche Empfänge stattfinden, nimmt das Gemälde von Otto Dix eine ganze Wand ein. Das Gemälde beeindruckt: In der Mitte ist ein Kreuzifix, es symbolisiert Leiden, die linke Seite erzählt vom Krieg, die rechte vom Frieden. Tod und Leben. Ich erinnerte mich an ein Foto, das ich zu Hause einmal gesehen hatte, und dieses Foto zeigt eine Delegation aus Kobeljaki mit Wolodymyr Tschernjawski an der Spitze vor diesem Gemälde. Die Frage der Zusammenarbeit in Frieden und Freundschaft zwischen zwei Völkern, die noch vor kurzem Feinde waren, wurde ausgerechnet unter dem Gemälde besprochen, dessen Künstler den Faschismus verurteilte.

An diesem Tag konnte uns Willi Waibel zum ersten Mal nicht begleiten. Wir wussten, dass er sich auf ein bedeutsames

Ereignis vorbereitet – die Präsentation seines Buches, die am Abend stattfinden soll, also speziell in der Zeit unseres Aufenthaltes in Singen. Die Herausgabe dieses Buches ist ein sehr wichtiges Ereignis nicht nur für die Stadt Singen. Man hat uns mitgeteilt, dass zur Buchvorstellung besondere Gäste kommen – der Botschafter der Ukraine in Deutschland, Juri Kostenko,³⁰ und der Bundestagsabgeordnete Hans-Peter Repnik.

Nach den Begrüßungsansprachen trugen sich die Gäste im Gästebuch der Stadt Singen ein. Dann sprach Oberbürgermeister Andreas Renner über die Perspektiven der Beziehungen zwischen der Ukraine und Deutschland und zwischen Kobeljaki und Singen. Er bat den Botschafter, dem ukrainischen Präsidenten Leonid Kutschma Worte des Dankes für die hohe Auszeichnung zu übermitteln, die er Wilhelm Waibel verliehen hatte. Herr Repnik drückte seinerseits eine tiefe Genugtuung aus, dass Leonid Kutschma die Rolle des Friedensstifters Willi Waibel für die Versöhnung unserer Völker eingeschätzt hat. Er gratulierte der Stadt Singen zu den Erfolgen in den Partnerschaftsbeziehungen mit Kobeljaki. Er wandte sich mit den Worten an uns: *„Wir wissen, dass wir den Ukrainern schuldig sind, und wir sind immer bereit, euch zu helfen.“*

Dann überreichte er Waibel und Kotljar von seiner Fraktion im Bundestag silberne Medaillen. Botschafter Juri Kostenko sagte, dass es ihn sehr freut zu sehen, mit welch wunderbaren Menschen seine Landsleute aus dem Gebiet Poltawa hier in Deutschland befreundet sind. Er war darüber schon vom Chef der Poltawaer Gebietsadministration, Mykola Saludjak, informiert worden, und jetzt konnte er sich selbst davon

³⁰ 1994–1997 ukrainischer Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland.

überzeugen. Der Botschafter übergab Oberbürgermeister Renner eine Urkunde der Botschaft der Ukraine.

Der Leiter unserer Delegation, Wolodymyr Ogijtschuk, überbrachte die besten Grüße des Vorsitzenden der Kreisadministration Kobeljaki, Wolodymyr Tschernjawski, sowie auch die der Mütter der zuckerkranken Kinder an alle gutherzigen Menschen in Singen, die es ermöglichen, Kobeljaki mit Medikamenten zu versorgen. Wassil Kotljar bedankte sich bei der Stadtverwaltung von Singen für ihre Bemühungen auf dem Wege der Partnerschaft, auch bei allen Betrieben und Organisationen, die finanziell den Aufenthalt der ehemaligen Zwangsarbeiter in Singen unterstützt hatten, und überreichte Geschenke. Dem jungen Andreas Renner wird bestimmt ein gesticktes ukrainisches Hemd passen (sein Vorgänger Friedhelm Möhrle trug sehr gern ein solches Hemd). Willi Waibel bekam einen Läufer mit der Aufschrift „*Auf das Glück*“. Diesen Läufer hat die ehemalige Zwangsarbeiterin Nastja, Mykola Stepkas Mutter, gestickt. Herr Repnik bekam auch eine schöne Stickerei.

So verlief der kurze, aber sehr inhaltsreiche Empfang bei dem Oberbürgermeister. Dann traten wir in den Saal, wo wir „*Krieg und Frieden*“ von Otto Dix bewundert hatten. Jetzt war der Saal gefüllt mit Menschen, die zur Vorstellung von Willi Waibels „*Schatten am Hohentwiel*“ gekommen waren. Als zu Anfang der Veranstaltung das bekannte ukrainische Lied „*Freu dich, Erde...*“³¹ erklang, waren wir alle sehr überrascht. Es wurde vom Männerchor der Stadt Singen auf Ukrainisch gesungen, und zwar wunderschön! Wir hörten wieder Ansprachen des Oberbürgermeisters Andreas Renner und des ukrainischen Botschafters Juri Kostenko über die Freundschaft zwischen

³¹ Ukrainisches Volkslied: Ой радуйся земле.

unseren Völkern und über die Hauptperson dieser Feierlichkeit, Willi Waibel. (...)

Jetzt ein paar Worte über das Buch „*Schatten am Hohentwiel*“:³² Den Stoff für sein Buch begann Willi Waibel schon vor Jahrzehnten zu sammeln. Er widmete das Buch den ehemaligen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern, unseren Landsleuten. Ihr Schicksal hat ihn beeindruckt und bewegt: Zuerst Zwangsarbeit in Deutschland, danach Verachtung zu Hause, in der eigenen Heimat die Beschuldigung, dass sie für die Deutschen und gegen das eigene Volk gearbeitet haben. Der Autor musste lange Jahre in Archiven suchen. Nicht überall wartete man auf ihn mit offenen Armen. Oft hörte er, dass die Dokumente vernichtet seien. Dann beschloss Waibel, nach Augenzeugen zu suchen, sie zu befragen, und er traf sich mit ehemaligen Zwangsarbeitern. Zum Glück war in der UdSSR schon die Zeit der Perestroika angebrochen. Er adressierte sein Buch auch an jene Deutschen, die im Krieg Schlimmes erleben mussten.

Willi Waibel sagte, dass das Buch seinem verstorbenen Vater gewidmet sei. Der Vater führte den Sohn zu den Stellen, wo einst Zwangsarbeiter wohnten, er lehrte seinen Sohn die zarte Pflanze namens Freiheit zu schätzen und zu hüten. *„Ich fühle, dass ich in meiner Brust zwei Seelen habe: die eine gehört mir, die andere den Zwangsarbeitern“*, so Willi Waibel. *„Deshalb widme ich meine ganze Zeit der Partnerschaft und der Versöhnung. Ich will die Menschen bei uns und in der Ukraine, die noch mißtrauisch gestimmt sind, überzeugen, dass wir zusammen für den Frieden verantwortlich sind, dass wir zusammen unser gemeinsames Haus bauen sollen, dass wir die Chance haben, die dunkle Vergangenheit hinter uns zu lassen und in eine belle Zukunft zu schreiten.“*

³² Wilhelm J. Waibel, *Schatten am Hohentwiel – Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Singen*. Konstanz 1995.

Überrascht war ich, als der Autor einen Auszug aus meinem Artikel zitierte, den ich vor einem Jahr für eine deutsche Zeitung verfasst hatte. Er zitierte und es klang schön. Während der Feierlichkeit sprach auch Wolodymyr Ogijschuk. Er drückte die Hoffnung aus, dass das Buch von W. Waibel zur Grundlage bei der Errichtung einer neuen Welt, der Welt der Freundschaft, des Friedens und des Vertrauens wird.

Dann gingen alle in einen Raum, wo auf den Tischen Wein und kalte Vorspeisen standen. Hier begegneten wir allen, die in den fünf letzten Jahren Kobeljaki besucht hatten. Einige haben sich verändert, aber Bürgermeister Schlegel ist jünger geworden. Es war sehr angenehm, ihn in guter Stimmung und gesund wieder zu sehen. Wir schüttelten einander die Hände, wollten vieles erzählen, aber unsere Sprachkenntnisse erlaubten es uns leider nicht. Und unsere Dolmetscherin Lena tat uns schon leid - so müde war sie. Ein paar Worte über Lena Daniljuk: An diesem Abend hatte sie eine unglaublich schwere Aufgabe. Sie übersetzte alle Ansprachen (außer jene von unserem Botschafter), die Reden waren lang und schwer. (...) Lena hat überall die Menschen mit ihrer Übersetzungsleistung beeindruckt.

Der fünfte Tag

Es nieselt. Winzige Tropfen fallen vom Himmel wie durch ein Sieb. „*Eins, zwei, drei*“, zählt uns Willi Waibel - wie Küken. Er macht das mehrmals am Tage, wenn wir abreisen oder ankommen. Er will niemanden verlieren. „*Vier, fünf, sechs...*“. Na, sieh mal, jemand fehlt doch. Diesmal bin ich es. Ich bin weit weg, am Hohentwiel, der den grauen Himmel stützt. Dieser Berg zieht meinen Blick immer wieder an - wo wir nur sind. Ich weiß nicht mehr, ob wir um ihn oder er um uns kreist: Singen liegt am Hohentwiel. Am Mittag fällt sein Schatten auf

Straßen und Häuser. Man sagt, deshalb sind viele historische Ereignisse in der Stadt geheimnisvoll...

In dieser Nacht haben wir zum zweiten Mal in dieser Woche unsere Uhren umgestellt. Das erste Mal in Boryspil nach mitteleuropäischer Zeit, und jetzt von der Sommer- auf die Winterzeit. Wir fahren durch eine malerische Gegend zu einem gemütlichen Gebäude. Es ist die Residenz der Amateurfunker. Drei von ihnen waren vor kurzem in Kobeljaki und lernten in unserer Stadt ihren Kollegen, Wolodymyr Antufijew, kennen. Im Moment versuchen sie, uns mit ihm zu verbinden und auch mit Funkern in Poltawa und senden Glückwünsche in unsere Heimat, nach der wir uns alle schon sehnen. Und noch stärker schmerzen ihre Probleme, man versteht, dass nur wir sie lösen müssen, mit eigenen Händen und mit eigenen Bemühungen. Möge der Herrgott uns weise machen, damit wir in den Demonstrationen und Protestaktionen die Vernunft nicht verlieren, damit wir genug Kräfte haben, unsere Regierung nicht nur zu kritisieren, sondern ihr zu helfen, unser Volk auf den richtigen Weg bringen, den schon andere Völker zu Eintracht und Wohlstand gegangen sind... Wir hören Wolodymyr Antufjews Stimme. Ich erinnere mich daran, wie ich ihn vor einem Jahr gefragt habe, ob er sich wirklich mit einem anderen Land verbinden kann. Welchen Beweis brauche ich jetzt noch? Wir verlassen den Amateurfunckerklub.

„Ich weiß, dass ihr Kolchosen sehr liebt, jetzt fahren wir in eine solche“, scherzt Willi Waibel, und dann fügt er ernst hinzu: *„Für euch wäre eine solche Arbeitsorganisation auch empfehlenswert.“* In Kürze: Einige Familien kooperieren in einer Genossenschaft. Gemeinsam sind der Boden und die Produktionsmittel, gemeinsam tragen sie auch Verantwortung. Wie sie dort wirtschaften, haben wir nicht gesehen (hoffentlich gut),

Nun gehen wir zum Altenheim St. Anna. Nebel umhüllt uns, es beginnt zu regnen. Wir bleiben noch zwei Tage hier. Zwei ganze Tage. Nur zwei. St. Anna ist ein Heim für alte Menschen. In Singen gibt es drei solche Heime. Jedes steht unter dem Patronat einer Kirche. Für St. Anna sorgt die katholische Kirche, auf deren Gelände sich das Altenheim befindet. In der Kirche dieser Gemeinde fanden vor einem Jahr zwei große Konzerte des Poltawaer Chors Kalina statt, die Singener sprechen heute noch mit Begeisterung davon. Dieses Altenheim ist unseren Heimen nur von der Bestimmung her ähnlich. Alles Übrige ist absolut anders. In unsere Altenheime kommen einsame und kranke Menschen oder diejenigen, für welche ihre Verwandten nicht sorgen wollen oder können. Hier sind die Senioren mit der Pflege umgeben, die ihnen die Nächsten aus irgendwelchen Gründen zu Hause nicht geben können. Als wir dieses helle, dreistöckige Gebäude betraten, zweifelten wir, ob wir hier richtig sind: Sehr schön und sauber! Aber was hat uns hierher geführt? Es sind wiederum die Kriegereignisse der Vergangenheit...

Als Jewdokija Kornilowa (damals Panassenko) und mit ihr noch 59 Jungen und Mädchen aus Muschyna Greblja³³ von den Deutschen nach Singen verschleppt wurden, gerieten die meisten von ihnen in die Industriebetriebe. Auch in das Aluminiumwerk. Schwere Arbeit, strenge Verbote, darunter auch das Verbot, das Lager zu verlassen. Später, als die Frontlinie schon nah war, hatten die Zwangsarbeiter es leichter, erzählte Jewdokija. Aber auch während der Zwangsarbeit strebte eine Mädchenseele nach Schönem. Einmal bekamen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter neue Hemden, und Jewdokija beschloss, ihr Hemd zu besticken. In der Halle

³³ Ort zwischen Kobeljaki und Poltawa.

benutzte man bunte Stofffetzen zum Reinigen von Maschinenteilen. Aus diesen Fetzen rupfte sie Garn. Sie stickte abends und weinte. Sie dachte an die Ukraine, an die Familie, an die Blumen vor dem Elternhaus, jetzt stickte sie diese Blumen auf ihr Hemd. Einmal sah Frau Schädler, die im Betrieb die Wäscherei leitete, diese Bluse. Die Stickerei der ukrainischen Zwangsarbeiterin beeindruckte sie. Sie wünschte sich auch eine solche Bluse. Seit dieser Zeit begann Jewdokija heimlich, Aufträge zu erfüllen. Ihre Tagesration verbesserte sich, aber es war sehr gefährlich für die Ukrainerin. Im Betrieb kannte man ihre Kunstfertigkeit (mit den Deportierten durfte die deutsche Bevölkerung keinen Kontakt haben, sogar Gespräche mit ihnen konnten zur Bestrafung führen). Aber auch hier gab es gutherzige Menschen, Frau Schädler zum Beispiel. Jewdokija dachte sehr oft an diese Frau. Vielleicht auch deshalb, weil die kleinsten Zeichen von Freundschaft in der Zwangsarbeit besonders hoch geschätzt wurden.

Es ergab sich, dass Frau Schädler die hübsche Ukrainerin auch nicht vergessen hatte. Obwohl viele Jahre vergangen sind, hat sie jene bestickte Bluse aufbewahrt. Wie Willi Waibel das erfahren hat, wissen wir nicht, aber er hat eine gute Sache organisiert – ein Treffen der ehemaligen Aufseherin und der ehemaligen Zwangsarbeiterin. Und da Frau Schädler heute in St. Anna wohnt, kamen wir hierher, um sie zu besuchen.

Die beiden Frauen trafen sich wie alte Freundinnen. Sie umarmten einander. Sie hatten einander nichts zu verzeihen. Denn nicht sie waren schuldig, dass Krieg herrschte. Und heute leben unsere Völker, Gott sei Dank, in Frieden, die beiden sind zu Müttern und Großmüttern geworden, und wer Kinder hat, denkt in erster Linie nicht an Feindschaft, sondern an Eintracht und Frieden in der ganzen Welt. Frau Schädler reichte jedem von uns ihre magere und sehr leichte Hand zur Begrüßung. Sie

war sehr alt, weinte, war aufgeregt, und als wir von ihr Abschied nahmen, verhielt sie sich wie ein Mensch, der weiß, dass er keine Zukunft gibt, sondern nur Vergangenheit. Und obwohl das Zimmerchen von Frau Schädler sehr gemütlich war, wollte ich schnell auf die Straße hinausgehen, wo Regen und Wind und Menschengedränge Leben verkörpern...

Den Rest des Tages verbrachten wir bei Landwirt Löhle. Wir wurden zu ihm nach Hause zum Essen eingeladen. Sein Haus steht auf einem Hügel in einer malerischen Gegend. Ich schaute mich um und konnte nicht verstehen, was mich in der hiesigen Natur beunruhigte: Ich fühlte mich wie in einer irrealen Welt. Meine Augen schmerzten. Ich hatte den Eindruck, dass ein Maler mit seinem Pinsel die Umgebung mit bunten Farben bemalt hat: die Blätter sind zu grün, die Blumen zu rot, die Äcker zu schwarz, die Wälder zu dicht. Jetzt begriff ich, dass die Natur gerade so aussehen muss: Nicht verschmutzt, sondern gepflegt, unverseucht von Tschernobyl, richtige gesunde Natur: Die Natur, die von Menschen geliebt und angebetet wird.

Wie stellt ihr euch, liebe Leser, einen Bauernhof vor? Nein, ich werde ihn nicht beschreiben. Der Text würde ja dann zu viele Ausrufezeichen haben. Ich berichte nur, dass Löhle 600 Schweine hat, die sich in einem Stall befinden, nur 200 Meter vom Hause entfernt. Aber auf dem Hof riecht es nicht nach Mist, sondern es duftet nach Frische. Im Stall ist es sehr sauber, rosige Schweinchen glänzen mit satten Bäuchen. Jemand von uns kitzelte sogar ein Tierchen hinter den Ohren. Jedes Schwein wird 100 Tage gefüttert. Dabei soll es 100 kg Gewicht erreichen. Mehr ist nicht nötig, weil das Fleisch sonst weniger wert ist. Natürlich ist hier alles mechanisiert, automatisiert, computerisiert. (...) Außerdem besitzt Löhle mehr als 100ha Grund und 30 Kühe der Fleischrasse. Vielleicht gibt es in seiner

Wirtschaft noch was, aber ich wollte ihn mit meinen Fragen nicht mehr stören: Wir waren doch nicht auf einer Exkursion, sondern zum Abendessen eingeladen. Aber darüber werde ich auch nicht viel erzählen - vielleicht hat jemand von euch heute noch nicht gegessen...

Als wir uns von den freundlichen Gastgebern verabschiedeten, war der Himmel schon klar. Ich sah einen Stern, den ich immer über meinem Haus in Kobeljaki sehe...

*Ach, Stern, mein Stern, und Tränen tropfen,
Bist du schon in der Ukraine aufgegangen?*

Noch viele kleinere Sternchen sahen auf mich vom Himmel herab. Man sagt, es sind Seelen der Verstorbenen. Keine kosmischen Körper. Mutti, siehst du mich? Bist du mir nicht böse?

Der sechste Tag

Interessant, wer hat folgende Worte gesagt: „*Mit Gutem nicht übertreiben*“. Nach fünf Tagen sind wir von den vielen schönen Eindrücken, von Vergleichen, die nicht zu unseren Gunsten ausfallen, und sogar vom leckeren Essen ermüdet. Wir sehnen uns schon nach unserem bescheidenen ukrainischen Alltag, nach schwerer Arbeit, die so schlecht bezahlt wird. Und immer öfters erinnern wir uns in unseren Gesprächen an die Menschen, die uns nach Hause ziehen. Lena denkt an ihr Söhnchen, das unmittelbar vor unserer Abreise krank wurde. Nadja Ogijschuk - an ihr neugeborenes Enkelkind, Mykola Kowalenko - an seine Frau, sie vermissen sich, Dussja Jakymowa - an ihren Mann. Immer, wenn sie ihn für einige Tage verlässt, passiert ihm etwas. Ich denke, ein guter Psychologe würde Dussja erklären, dass ihre Aura sehr stark

ist, und es reicht nicht nur für sie, sondern auch für ihren Ehemann. Und wenn sie weit weg ist, dann wird der von ihr abhängige Organismus sehr empfindsam...

Ich schaue auf diese Menschen und denke, dass jeder von ihnen ein eigenes, kompliziertes Leben hat, eigene Probleme. Aber jeder überwindet alles mutig zu Hause. Nehmen wir etwa Boris Meleschko. Er war noch blutjung, als die Faschisten ihn vertrieben, er arbeitete auch in Singen. Er sollte den bitteren Zwangsarbeiterkelch bis zur Neige leeren. Aber er verlor dabei weder seine Gutmütigkeit noch seine Herzlichkeit. Er hat es heute nicht so leicht, seine Ehefrau und treue Lebensgefährtin ist gestorben - es ist wohl das größte Unglück, wenn man niemanden hat, der einen versteht und tröstet. (Ich sehe immer noch sein Haus mit dunklen Fenstern in Lischtschyniwka³⁴, als wir ihn nach unserer Reise dorthin brachten. Es ist schlimm, wenn niemand auf dich wartet...) Ich vergesse auch ein Ereignis mit Boris Meleschko nicht. Im deutschen Flughafen wurden wir plötzlich von den Zöllnern aufgehalten. Lange konnten wir nicht verstehen, was geschah. Es stellte sich heraus, dass Boris in seinem Koffer ... eine blanke Waffe hatte. Als alles geklärt war, fragte ich Boris: „*Wozu haben Sie dieses Messer gebraucht?!*“ - „*Womit sollte ich dann den Speck schneiden?*“ bekam ich zur Antwort vom verwirrten Meleschko. In seinen blauen Augen war eine echte Verwunderung. An solchen Menschen ist unsere Ukraine reich. Sie sind herzlich, mitleidig, geduldig und großzügig - das ist wichtiger, als alle fremden Reichtümer. Aber diese Menschen sollen auch würdig leben. Aber in dieser Hinsicht können wir uns nicht rühmen.

³⁴ Dorf bei Kobeljaki, auch Lischchynivka geschrieben. Hier befindet sich ein Friedhof mit 523 Gräbern von ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen.

... Inzwischen stehen auf unserem Programm noch weitere Exkursionen. Jetzt ist die weltberühmte „Maggi“-Fabrik an der Reihe. (...) Wir besuchten Hallen mit Fließbändern, sahen, wie bunte Päckchen mit verschiedensten Mischungen gefüllt, automatisch geschlossen und verpackt werden. Wir waren auch in der Halle, wo „Aschenputtel“ arbeiten – so nennt die Direktion liebevoll die Arbeiterinnen, die das machen, was Automation nicht schafft. Vor den Frauen, die auf den Stühlen sitzen, fließen langsam Graupen vorbei. Auf den ersten Blick ist alles schon kontrolliert und rein. Nur ein scharfes Auge kann da ein Stäubchen erkennen. Die Arbeiterin entfernt mit einer Pinzette alles, was hier nicht sein darf. Und es dauert den ganzen Arbeitstag lang. Richtige „Aschenputtel“! Die Verantwortung für diesen Prozess ist wirklich groß: Wenn man später im Päckchen Fremdstoffe findet, verliert die Firma ihren Ruf und wird sofort von einem Marktkonkurrenten geschluckt. Wir bewunderten einen Roboter, der sein Programm genau erfüllte, – und da ertönte das Signal zur Mittagspause. Im Nu stand alles still, die Hallen wurden menschenleer.

Interessant, dass alle Arbeiter hier in Arbeitskitteln arbeiten, die zu ihrer Arbeit passen. Diese Arbeitskleider lassen die Arbeiter am Feierabend hier, und am nächsten Tag bekommen sie ihre Uniform gewaschen und gebügelt wieder zurück. Alles ist hier steril. Das ist wohl der erste wichtige Punkt. Der zweite: Sicherheit. In der Fabrik gibt es eine Ambulanz: Der Arzt kontrolliert die Gesundheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Und im Hof sahen wir eine Reihe von Feuerwehrfahrzeugen, die hier in Bereitschaft standen. An alles ist gedacht, alles funktioniert.

Was die Geschichte angeht, so arbeiteten auch hier Zwangsarbeiter, und wo sich ihr Lager befand, steht heute ein Denkmal.

...Ich erinnere mich, wie ich vor 15 Jahren einen ausländischen Gast interviewen sollte. Diese Frau kam zum ersten Mal in die Heimat zurück, nachdem sie von den Okkupanten aus der Ukraine verschleppt worden war. Sie kehrte nach dem Krieg nicht nach Hause zurück, weil sie dort einen Ostarbeiter geliebt hatte, und die beiden übersiedelten in die Schweiz. Ich dachte, sie wird in meinem Bericht den verfluchten Kapitalismus beschimpfen und von unserem Sozialismus begeistert sein. Aber – die Frau weinte vor Rührung und berichtete, wie sie nach langen Jahren ihr Heimatdorf wiederfand. Aber die sowjetische Lebensweise rief bei ihr keinesfalls Optimismus hervor. Sie war beeindruckt, dass die Bauern nach so vielen Jahren immer noch sehr schwer arbeiten müssen, dass Glück und Wohlergehen bei uns nur in Losungen, auf Plakaten und in den Reden der Parteibonzen zu finden sind. Ich verstand, dass aus meinem Interview nichts wird und versuchte meinen letzten Trumpf auszuspielen: *„Unsere Medizin ist kostenlos, bei Ihnen ist es aber...“* (...) Ich dachte an diese Worte, als ich an der Schwelle der Singener Klinik stand. Es ist ein altes Gebäude (Jewdokija Korniliwa erinnert sich gut, wie sie im letzten Kriegsjahr hier behandelt wurde), aber mit modernster Technik und besten Medikamenten ausgestattet. Außerdem kann sich das Krankenhaus autark mit Strom, Wasser und Wärme versorgen. Wenn alle diese Leitungen in der Stadt gleichzeitig defekt wären (es ist schwer, sich so etwas vorzustellen), so würde es das Krankenhaus nicht hindern, weiter zu funktionieren. Wir sahen gigantische Behälter mit Trinkwasser, Brennstoff – alles für jeden möglichen Fall. Wir bitten darum, uns die Krankenzimmer zu zeigen. Sie sind hier nicht groß, in jedem liegen ein oder zwei Patienten. Jedes Zimmer ist mit einem Beatmungsgerät ausgestattet, es gibt auch Fernseher,

Dusche, Toilette, Telefon, mit dem jederzeit eine Krankenschwester gerufen werden kann.

Das Mittagessen, das die Patienten in unserer Anwesenheit bekommen, ist dem Essen im Flugzeug ähnlich: Alles ist schön verpackt... Der Herr, der uns begleitete, erklärte uns, dass hier alles für die rasche Genesung der Patientinnen und Patienten organisiert ist, für ihre baldige Genesung. Was die Bezahlung anbetrifft, so ist sie absolut nicht spürbar. Jeden Monat bezahlt jeder Deutsche einen Beitrag in die Krankenkasse, dieses Geld wird akkumuliert und dann für die Behandlung verwendet. Es bedeutet Solidarität der Kranken mit den gesunden Menschen, es ist eine Versicherung für jeden erdenklichen Krankheitsfall. Du kannst dein ganzes Leben gesund bleiben, aber es befreit dich doch nicht von der Krankenversicherung. In solchen „kapitalistischen“ Gesetzen finde ich mehr Humanität und Sozialismus, als bei unserer kostenlosen Medizin.

... Am Abend lud uns Oberbürgermeister Andreas Renner in ein Cafe ein. Am nächsten Morgen sollte er dienstlich verreisen und konnte beim Abschiedsabend nicht bei uns sein. Deshalb beschloss er, sich heute von uns zu verabschieden. Seine netten Worte werden wir nie vergessen.

Der siebte Tag

Am letzten Tag vor der Abreise besuchten wir die pharmazeutische Firma (*Byk Gulden*), wo Willi Waibel tätig ist. Es ist fast unmöglich, alles zu beschreiben. Die Geschichte des Betriebs beginnt 1873. Aber damals befand er sich in Berlin und Frankfurt. 1944 war Frankfurt stark zerstört, Berlin war nach einem Jahr verloren, - so erschien diese Firma in Singen. In den 50er-Jahren erlebte sie große Reformen, die 40 letzten Jahre vergrößerte sie ihr Potential und heute ist sie weltbekannt. Der Hauptbetrieb befindet sich in Konstanz, aber

da der Grund dort sehr teuer ist, findet die Erweiterung der Produktion hier in Singen statt. Filialen gibt es in Frankreich, Italien, Mexiko, Holland, Amerika... Insgesamt 25. In dem ganzen Firmennetz sind fünftausend Fachleute tätig.

Obwohl unsere Exkursion einige Stunden dauerte, konnten wir nicht das ganze Gelände besichtigen (die Fläche des Betriebs beträgt über sechstausend Quadratmeter). Die Produktion ist formell in vier Teile eingeteilt: Schwarz, blau, grün und rot. Die Mitarbeiter befinden sich unter verschiedenen Sicherheitsmassnahmen - es hängt davon ab, in welcher Halle sie arbeiten. Die Sanitärvorschriften sind sehr streng – beim kleinsten Verdacht wird der Produktionsprozess gestoppt. Wir sahen hier Menschen, die wie Kosmonauten in Schutzanzügen arbeiteten, auch sterile Arbeitsplätze, komplizierte Hightech-Maschinen, die Medikamente herstellen. Die Qualitätskontrolle, die von Menschen und Computern verwirklicht wird, ist sehr hoch. Die Firma liegt mitten in einem Wäldchen, an den Bäumen zwischen den Hallen springen ganz ruhig Eichhörnchen...

Heute führte uns Willi Waibel in ein Gebäude, dessen Bedeutung wir nicht sofort erkannten. Es gab dort viele Menschen, aber es war sehr still, wie in einem Lesesaal. An den Tischen saßen Mitarbeiter, zu ihnen kamen Besucher, sie besprachen schnell etwas und wie es schien, waren sie zufrieden. Willi Waibel erklärte: Früher befand sich in diesem Gebäude eine Sparkasse. Andreas Renner traf dann die Anordnung, hier ein Bürgerhaus zu organisieren. Jetzt kommen Menschen hierher, die kleine Probleme haben, mit denen sie früher ins Rathaus kamen und die dortigen Mitarbeiter störten, die eigentlich andere Aufgaben zu erfüllen hatten. Es bedeutet keinesfalls, dass die Administration nichts mit den Problemen der Menschen zu tun haben wollte. Die

Mitarbeiter, die hier arbeiten sind bemüht, alle Probleme der Singener zu lösen, wenn auch nicht sofort, dann in kurzer Zeit. So einfach, ohne Bürokratie.

Mit großem Interesse besuchten wir am Nachmittag die Redaktion der Zeitung „*Südkurier*“, wo die Journalistin Gudrun Trautmann, die schon dreimal in Kobeljaki war, mit uns Tee trank und unsere Fragen beantwortete. Die Singener Journalisten haben es gut, sie besitzen alles, was sie für ihre schöpferische Arbeit brauchen: absolute Freiheit, Unabhängigkeit von der Politik, eine gute technische Ausstattung und ein hohes Gehalt. Unsere Teestunde war nicht zu Ende, als der Computer Fotos ausdrückte, mit uns am runden Redaktionstisch...

Abschiedsabend. Er verging. Wie diese Woche vergangen ist. Wie alles vergeht. Sehr schnell. Aber es ist gut – man sagt ja: „*Langer Abschied – unnötige Tränen.*“

Der achte Tag

In aller Frühe warten wir vor unserem Hotel auf den Bus, der uns nach Stuttgart befördern soll. Alles schläft noch. An uns fuhr ein Wagen mit der Aufschrift „*Südkurier*“ vorbei. Wunderbar, zum Frühstück bekommen die Singener ihre Zeitung, die in der Nacht gedruckt wird.

Zum Flughafen begleiten uns Kurt Wolf und Vera. Sie gehört zu den Frauen, deren Seele immer jung bleibt. Sie scherzt, ermuntert alle bis zu der Minute, da sich zwischen uns die gläserne Tür des Flughafens schließt. Jetzt zum Flugzeug. Der großgewachsene Kurt Wolf ist nicht mehr zu sehen, nur seine Hand winkt uns zum Abschied über dem Menschengedrange. Bald ist auch sie nicht mehr zu sehen... Ade, Singen!

Brief aus Jagotyn³⁵, Oktober 1995

Liebe Ludmilla, es schreibt Ihnen Jewdokija, Ihre Reisegefährtin nach Deutschland. Ich schreibe diesen Brief auf Bitte meines Vaters Mykola Kowalenko und natürlich in meinem Namen. Warum? Weil ich um Verzeihung bitten möchte: Wir verschwanden vom Flughafen Boryspil sehr schnell. Aber wir hatten einen Grund. Unser Zug Kiew–Grebinka fuhr in 20 Minuten von der Eisenbahnstation ab, wir konnten ihn nur mit einem Taxi noch erreichen. Am Bahnsteig sollten wir nur 5 Minuten warten...

Sehr schnell ist alles vergangen, wie ein kurzer Sommerregen. Das Leben nahm uns wieder in Anspruch. Arbeit, Haus, Gemüsegarten, Kinder, Enkel. Der Mann ist im Krankenhaus. Ich habe ja gesagt, man darf ihn nicht allein lassen, etwas geschieht dann sicher. Komisch, einige Menschen in Jagotyn dachten, dass ich aus Deutschland ein Auto samt Anhänger voll mit verschiedenen Waren nach Hause bringe. Ich kehrte aber mit meinem alten Reisekoffer zurück. So habe ich meine Neider enttäuscht! Noch einmal bitte ich um Verzeihung. Und kommen Sie jederzeit zu uns zu Gast!

Mit freundlichen Grüßen - Dussja und Vater

Dussja braucht nicht so sehr um Verzeihung zu bitten. Wir alle waren nach der Landung in großer Eile. Zuerst dachten wir, dass wir uns später treffen werden, wir sind ja schon zu Hause. Aber das Leben drehte sich bei uns wie ein Karussell. Und jetzt muss ich Dussja um Verzeihung bitten, weil ich auf ihren Brief nicht geantwortet, sie nicht besucht habe, und dass ich nicht weiß, ob ihr Vater Mykola Kowalenko noch lebt...

³⁵ 260 km nordwestlich von Kobeljaki entfernt, im Gebiet Kiew.

Kobeljaki, Januar 1996

In den Briefen nach Sumy beschreibe ich meinem Vater Eindrücke von der Reise nach Deutschland. Er hat hundert Fragen. Er fragt, erkundigt sich und dann: *„Gut, Töchterchen, du erzählst mir alles, wenn wir uns sehen. Ich will nicht, dass diese Schreiberei dich müde macht. Du hast in der Redaktion genug schriftliche Arbeit.“* Die Stellung des Vaters zu meiner Arbeit war immer respektvoll. In ihm lebte ein verborgener Schriftsteller. Und nicht nur das. Er war begabter Maler, Schauspieler, Musiker, Historiker. Er konnte alles, beschäftigte sich mit allem. Aber es gelang ihm nicht, wenigstens eine seiner Begabungen zu entfalten. Alle seine Bemühungen, sein Auffliegen und Abstürzen, sind den Bemühungen eines Vogels mit einem gebrochenen Flügel ähnlich.

Lange Zeit dachte ich, dass Vaters Schicksal nur ein Zufall, nur eine Kette von tragischen Zufälligkeiten ist. Als ich aber dank meines journalistischen Berufs Dutzende von Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter gehört hatte, verstand ich: Das aufgezwungene Schuldgefühl hing all die Nachkriegsjahre – wie ein schwerer Stein – über den Schicksalen dieser Menschen. Das erklärt auch, warum viele von ihnen keine Familie gegründet und keine Kinder geboren haben, warum sie ihre Potenziale nicht verwirklicht haben. Deshalb begannen viele von ihnen zu trinken – in Wodka suchten sie nach Rettung von moralischen Problemen. Und je empfindsamer die Seele war, desto tiefer fielen sie. Schuldig ohne Schuld wollte sich mein Vater *„rechtfertigen“*; erlitt aber ein Fiasko, weil sich die Machthaber für Gerechtigkeit nicht interessierten. Ich wundere mich, wie mein Vater dabei weder seine empfindsame Seele noch den Glauben an das System verlor, das ihn zweimal verraten hat. Das erste Mal, als es ihn unter deutscher

Besatzung im Stich gelassen hat, und das zweite Mal - indem es ihn (*nach dem Krieg*) zu einem Menschen zweiter Klasse gemacht hat.

Ich berichtete ihm in einem Brief, wie ich in Singen einem ehemaligen Zwangsarbeiter begegnet bin, seinem Altersgenossen, der nach dem Krieg nicht in die Heimat zurückkehrt war. Hier erreichte er vieles, lebt gut, hat ein großes Haus, zwei Autos. Er wurde mit uns zum Abendessen eingeladen. Als wir ein ukrainisches Lied sangen, weinte er wie ein Kind. Und dann sang er ganz brav mit den Deutschen ein deutsches Lied, also schon sein Lied. Er wischte sich die Tränen, die Augen glänzten. Mit uns konnte er nicht sprechen, er hat seine Muttersprache vergessen.

Ich wusste, was der Vater mir darauf antwortet. Er war immer Patriot. Barfuß, zerlumpt, aber mit einer Flagge in der Hand. Meine Schwester und ich haben es von ihm geerbt: Freiheitsliebe und „*lieber sterben als betteln*“! Nur gilt unser Patriotismus der unabhängigen Ukraine, seiner aber – „*der schönen und starken Ukraine, die in der Sowjetunion ihr Glück gefunden hatte*“. Der Vater glaubt noch immer, obwohl er schon 80 Jahre ist, dass er im besten Land der Welt gelebt hat, und er sehnt sich nach diesem Land. Er glaubte immer blind an die Partei und Lenin (obwohl diese Partei ihn wegen seines Zwangsaufenthaltes in Deutschland in ihren Reihen nicht sehen wollte), er will seine Überzeugungen nicht ändern. Alle seine Probleme erklärt er einfach: Die Funktionäre „*oben*“ fassen richtige Beschlüsse, unehrliche, gewissenlose Bürokraten „*unten*“ sind jedoch nicht imstande, diese Beschlüsse zu verwirklichen. Das ist seine feste Position. Wozu sonst hat er gelebt und geglaubt?

Heute schreibt er mir:

„Milotschka! Ich lag wach, dachte an diesen Mann. Nein, ich würde mein Land für ein fremdes nicht tauschen. Ich strebte nach Freiheit, ich wollte in die Heimat. Es gab aber solche, die blieben. Aber nur Einzelne. Ich kann sie nicht tadeln: Gefangenschaft hat auch stärkere Menschen gebrochen... Aber sie haben sich verloren, die Heimat wandte sich von ihnen ab, sie sind wie Staub in der Welt...“

Naja, sie wandte sich ab... Sie wandte sich auch hier von vielen ab. Warum fragte sich aber mein Vater nie: *„Warum hat die Heimat meinen aufrichtigen Patriotismus nicht geschätzt?“* Hat er sich nicht gefragt, oder hat er die Antwort nicht gehört?

Nach vielen Jahren des Dialogs mit meinem Vater las ich eindrucksvolle Untersuchungen zum Thema *„Menschen, die nicht zurückkehren wollten“*. Und ich erfuhr, dass es nicht einzelne, sondern etwa 200.000 Menschen waren. Paradoxe Wege ihrer Nicht-Rückkehr beginnen im Moment der Befreiung aus deutschen Arbeitslagern und Gefängnissen. Ich verwende das Wort *„paradoxé“*, weil es auf den ersten Blick unbegreiflich ist, warum diese Menschen, unsere befreiten Landsleute, auf die Heimat verzichteten. Wie wurden also unsere Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter befreit? Ein Teil, darunter auch meine Eltern, von der sowjetischen Armee. Sie wurden sofort der sowjetischen Administration übergeben. Ein anderer Teil wurde von den Westalliierten (Amerikaner, Engländer, Franzosen) befreit, sie wurden entweder den Sowjets übergeben oder sie blieben in den Besatzungszonen des besiegten Deutschland. Die erste Gruppe geriet sofort in Filtrationslager. Hier wurden sie von Offizieren des Sicherheitsdienstes vernommen, und diese entschieden, wer nach Hause zurückkehren darf, wer für den *„Verrat der Heimat“* für 7 bis 10 Jahre in sowjetische Gefangenschaft (vor allem Kriegsgefangene) gehen – oder für dieselben Jahre auf gigantischen Baustellen halb gefangen arbeiten soll. Ohne

Genehmigung der Filtrationskommission durfte man nicht legal wohnen, arbeiten, heiraten.³⁶

Diese „*Sortierung*“ der Landsleute wurde den ehemaligen Gefangenen aus der Ukraine bekannt, die sich in den Westzonen befanden. Sie sahen auch ein anderes Beispiel: Mit nationalen Flaggen glücklich in ihre Heimat zurückkehrende Franzosen, Belgier, Holländer, Tschechen, Polen. Auf die Ukrainerinnen und Ukrainer wie auch auf Weißrussen warteten mehrere erniedrigende und sogar grausame Barrieren. Und sie begannen sich Gedanken zu machen, ob sie nach Hause kommen müssen und was auf sie wegen ihrer Arbeit für den Feind warten kann... Diejenigen, die sich entschlossen, nicht zurückzukehren, durften in die sogenannten DP³⁷-Lager kommen. Hier warteten sie dann lange Monate und sogar Jahre auf Erlaubnis, in westlichen Ländern zu bleiben. Dazu kamen noch Tausende Ukrainer, die nach der deutschen Okkupation nicht auf die sowjetische Macht warten wollten, und mit ihren Familien nach Westen zogen. Natürlich waren unter ihnen die, welche den Deutschen dienten und die jetzt vor einer Bestrafung Angst hatten.³⁸ Aber die meisten waren Menschen, die nach wahrer Freiheit strebten, die frei und unabhängig ihre Meinungen aussprechen wollten – die sogenannte politische Emigration. Darüber schreibt in seinem Buch „Kein verlorener

³⁶ Goeken-Haidl, Ulrike: Repatriierung in den Terror? Die Rückkehr der sowjetischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen in ihre Heimat 1944-1956. In: Dachauer Hefte 16 (2000), S. 190-209.

³⁷ Displaced person – Zivilperson, die sich kriegsbedingt außerhalb ihrer Heimat befindet.

³⁸ Es gab Ukrainer, die mit den Deutschen kollaborierten und als Hilfspolizisten etwa bei Aktionen gegen Juden eingesetzt wurden. Müller, Rolf-Dieter: An der Seite der Wehrmacht : Hitlers ausländische Helfer beim „Kreuzzug gegen den Bolschewismus“ 1941-1945. Berlin 2007.

ukrainischer Mensch“ (Kyiv, Jaroslawiw Wal, 2004) unser bekannter Schriftsteller Myhailo Slaboschpytzkij:

„Dieser Rückzug der friedlichen Menschen war der panischen Evakuierung am Anfang des Krieges ähnlich. Damals flohen die Menschen vor den Deutschen, jetzt vor den Befreiern, die nicht nur die Befreiung vom Schrecken der Okkupation, sondern auch eine Restauration des grausamen Regimes brachten, denn bei diesem Regime galten Menschenleben, Menschenrechte und Menschenwürde nichts.“

Myhailo Slaboschpytzkij berichtete über 50 solche Emigranten, er wählte die progressivsten Persönlichkeiten (er hat noch genug Lebensgeschichten solcher Menschen für ein zweites Buch). Alle diese Menschen sind überzeugt, dass sie sich verwirklichen konnten, nur weil sie es wagten, in fremde Länder zu ziehen. Zu Hause wartete auf sie nur der Status eines politischen Gefangenen, da sie sich mit dem Regime auseinandersetzten und sich nicht anpassen wollten.

Es ist sehr interessant zu lesen, wie diese in der ganzen Welt verstreuten Ukrainer (in Kanada, in den USA, in Australien, Brasilien, Frankreich) in den fremden Ländern von Anfang an beginnen mussten. Heute sind sie bekannte Schriftsteller, Architekten, Wirtschaftler, Journalisten. Sie fanden ihre Freiheit nicht in der Heimat, – aber nur Freiheit entfaltet alle Fähigkeiten der Menschen. Sie verlängerten sich nicht nur ihr Leben, sondern sie verwirklichten ihre schöpferischen Potenziale, und dabei konnten sie ihre nationale Identität bewahren. Sie gründeten Komitees, Gesellschaften, Gemeinden, und sie propagieren das Ukrainische in der ganzen Welt.

Ich besinge hier keinesfalls fremde Länder. Mich, wie auch meinen Vater, lockt fremde Lebensweise nicht. Ich betraue meine Heimat wie eine Mutter, die Kinder geboren hat, aber ihnen kein richtiges, würdiges Glück schenken konnte und sie

in die Ferne losgelassen hat. Sie sehnt sich nach ihnen wie diese nach ihr... Als ich das Buch „Kein verlorener ukrainischer Mensch“ las, bekam ich Antworten auf meine Frage „Warum?“. Dieses „Warum?“ gilt mehreren Generationen, die sich in ihrer Heimat nicht verwirklichen konnten, obwohl sie begabt und klug waren. Die einen wurden vom System vernichtet, die anderen eingewickelt wie Babys, damit sie gehorsam und willenlos waren.

Diese Antworten finde ich auch hier in „Unsere Geschichte“ – in den Zeilen und zwischen den Zeilen. Zwei Schriften: Mutti schrieb mit runden Buchstaben, Vati mit spitzen. Sie notierten alltägliche Ereignisse in unserer kleinen Familie der Reihe nach. Aber zugleich ist es auch eine Erzählung über die Zeit, über das Land, über die Kriegsfolgen...



„Unsere Geschichte“ 1952

1. Januar, Dienstag

Zum ersten Mal feierten wir so schön das Neujahr, Kolja brachte Tannenzweige und machte daraus einen kleinen Tannenbaum im Topf. Als es 12 geschlagen hat, küssten sich alle und wünschten einander viel Glück. Dann ging Kolja ins Vorzimmer hinaus und kleidete sich als Weihnachtsmann. Walja sprang vor Freude, Luda war erschrocken. Sie ist noch sehr klein, in diesem Jahr wird sie erst 4 Jahre alt sein. Zu Bett gingen wir spät. Im Krankenhaus ist ein freier Tag, so blieb ich ohne Spritze.

3. Januar

In der Nacht hat es geschneit. Ich bereite mich auf die Lehrerkonferenz vor. Bis zum Abend zeichnete ich eine Wandzeitung und malte ein Bild für die Ausstellung (Kinder am Fluss). Am Abend fühlte sich Pascha sehr unwohl.

4. Januar

Ich blieb neben Pascha. Ich wollte schon nach Andrijaschinka fahren und eine Ärztin holen, da kam sie selbst zu uns. Sie untersuchte Pascha – nichts Gefährliches. Warum fühlt sie sich denn so schlecht?

5. Januar

Mir schmerzt alles: Kopf, Arme, Beine, Rücken, Brust. Die Ärztin war bei uns, verschrieb Schröpfgläser. Walja las ihr das Gedicht „Tannenbaum“, vor. Mila³⁹ wollte nicht, obwohl ich sie darum gebeten habe. Kolja zerreißt sich zwischen Schule und Haus.

³⁹ Kurzform für Ludmilla.

7. Januar, Montag

Ich stehe nicht auf. Weibnachten⁴⁰. Es ist frostig. Kolja setzte mir die Schröpfgläser selbst auf, weil die Krankenschwester nicht kam. Die Kinder beobachten diese Prozedur ängstlich. Ich mache für sie grüne Papiermützen und sie tanzen im Zimmer.

9. Januar

In der Schule erfuhr ich, dass man mir vorgeworfen hat, dass ich einmal die Komsomol-Versammlung nicht durchgeführt habe. Ja, richtig. Und doch hat es mich beleidigt, dass eine solche Kleinigkeit in der Lehrerkonferenz besprochen wurde. Niemand sagt, wie viel ich für die Schule gemacht habe – Arbeit, die niemand machen will. Die Stimmung ist noch schlimmer geworden.

10. Januar, Donnerstag

Ich habe meinen Mut verloren. Die Schröpfgläser helfen nicht, die Spritzen auch nicht. Es ist schrecklich, so zu liegen und nicht zu wissen, womit es endet. So war es auch im vorigen Herbst, im Sommer, im Frühling. Für kurze Zeit fühlte ich mich besser, dann wieder Schmerzen und Schwäche.

12. Januar

Schrecklicher Schlamm. Heute hatte ich 5 Stunden Unterricht. Am Abend proben wir das Theaterstück „Die Unglückliche“. Paschas Schwester Tanja ist gekommen, so kann ich zur Probe gehen. Zu Hause zeigte Pascha Zeichnungen der Kinder. Walja hat seine genannt „Walja als Schauspielerin. Da ist sie“. Mila hat wieder jemanden mit einem Auge gemalt. Und jetzt weint sie, dass es für ein zweites Auge keinen Platz gibt.

⁴⁰ Das orthodoxe Weihnachtsfest wird nach dem julianischen Kalender gefeiert, der sich vom gregorianischen durch 13 Tage unterscheidet.

15. Januar, Dienstag

Schneewirbel. Kolja bastelt Marionetten für das Schultheater. Walja und ich nähen Kleider für sie. Mila spielt mit dem Entchen, das wir ihr vor zwei Jahren gekauft haben. Heute nannte sie es „Utilia“. Gesundheitlich geht es mir wie früher.

16. Januar, Mittwoch

Hente brachte die Post einen Brief aus Lypowe. Der Vater schreibt, Tanja soll nach Hause: Sie soll eine Brigade übernehmen. Was werde ich ohne sie tun?

17. Januar, Donnerstag

Im Dorf ist Scharlach ausgebrochen. Nur eine Hälfte der Schüler besuchten die Schule. Es taut, es regnet. Eine Sanitätskommission kam in die Schule und hat alles desinfiziert. Pascha fühlt sich nicht wohl.

19. Januar, Sonnabend

Kolja hat sich selbst das Haar geschnitten, weil er zu einer Versammlung sollte. Er ging nach Jaroschivka, auf der Strasse ist schrecklicher Schlamm.

21. Januar

Ich mache Proben zu den Lenin-Tagen. Am besten klingen Chorlieder. Einige Stunden übten wir die „Internationale“. Da kam W.M.: „Warum singen sie die Zeile „und entscheidender Kampf“ so hoch? Man muss hier traurig singen, nicht zu hoch...“ – „Wir singen nach Partitur“, sage ich. „Ich bin doch kein Komponist.“ Sie wurde böse. Jetzt weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen muss. Unterwegs nach Hause habe ich versucht, „traurig und nicht so hoch“ zu singen... Es ging nicht. Aber Frau Schuldirektor verlangt es!

22. Januar

Kolja hat sich aufgehalten – es gab ein Schulkonzert. Mädchen hörten sich ein Konzert im Radio an – heute ist das Gedenken an Lenins Sterbetag⁴¹. Sie stellten mitten im Zimmer einen Hocker auf, kletterten darauf und lasen Gedichte vor. Dann sprachen sie im Duett: „Wir sind für den Frieden! Wir wollen keinen Krieg! Friedenstaube!“ Anschließend tanzten sie. Sie unterscheiden noch nicht zwischen Feiertagen und Trauertagen. Die Post brachte die Zeitschriften „Pioneria“ und „Peretz“. Ich liege immer noch.

25. Januar

Ich habe Grippe. Fieber. Der Frost hat die Fensterscheiben bemalt. Wenn es mir besser geht, lese ich Werke von Archip Teslenko.⁴² In der Zeitschrift „Vaterland“ fand ich die Erzählung von Semen Subij „Teslenkos Kindheit“. Ich habe sie in einer Stunde verschlungen.

28. Januar, Montag

Traurig denke ich daran, dass ich ins Krankenhaus muss, weil es mir zu Hause nicht besser geht. Ich will die Kinder aber nicht allein lassen. Tanja ist bei uns geblieben, sie führt bei uns den ganzen Haushalt. Ich liege und häkle eine Bettdecke aus Seidengarn. Einen Haken bastelte ich aus einem Kammzahn.

29. Januar, Dienstag

Heute hatte ich 5 Stunden Unterricht. In der 6. Stunde brachten wir mit den Jungs 4 Paar Ski in die Schmiede – um etwas aus nichts zu machen. Wir haben Löcher gebohrt, Stricke gebunden und die Kinder begannen, mit diesen Ski im Hof zu laufen und zu springen. Der Schnee taut, aber es wird glatt. Heute bekam W.M. ein Telegramm, zu Hause ist jemand krank, man bittet sie zu kommen. Es ist nicht schön, aber alle Lehrer

⁴¹ Lenin starb am 21. Januar 1924 in Gorki bei Moskau.

⁴² Archip Teslenk [Архип Юхимович Тесленко] (1882–1911), ukrainischer Schriftsteller aus Charkiv, gestorben im Gebiet Poltawa.

freuen sich. Es ist sehr schwer, unter ihrem Diktat zu arbeiten. Aber unsere Freude war umsonst. Sie fuhr nicht.

31. Januar, Donnerstag

Ich besuchte den Arzt Jerusalymskij in Romny. Man hält ihn für den besten Fachmann im Kreis. Er untersuchte mich und sagte: „Keine Pleuritis, die Lungen sind in Ordnung. Es ist das Herz.“ Er verschrieb mir die Tabletten „BLO“ mit Arsen und auch anderes. Ich gab ihm 15 Rubel. In einer Apotheke habe ich Medikamente gekauft.

1. Februar, Freitag

Heute hatte ich 6 Stunden, wie immer. Der Dorfvorsitzende bat mich, ihm eine Resolution nach den Beschlüssen der Session zu schreiben. Ich musste einige Male von Neuem beginnen, denn der Vorsitzende sagte, dass ich sehr offiziell beginne.

9. Februar, Sonnabend

Heute fuhr ich nach Hlynsk, mich röntgen lassen. Dort verlangt man, dass ich im Krankenhaus untersucht werden muss, sonst können sie keine Diagnose stellen. Ich sagte zu, aber ich mache mir Sorgen: Kolja weiß davon nichts. Er ging am Morgen in die Schule nach Perekopske eine Stunde hospitieren. Ich weiß nicht, ob ich ihn telefonisch erreiche.

10. Februar, Sonntag

Nach Hause kam ich gestern sehr spät. Nur eine Strecke bis Tscheberjaki konnte ich mit einem Auto fahren, fast den ganzen Weg ging ich zu Fuß. Ich erfuhr, dass Pascha im Krankenhaus blieb. Ich wurde traurig. Kaum bin ich eingeschlafen, da holte man mich in den Dorfrat: „Eine Frau ruft Sie an.“ Ich lief, nein, ich rannte. Lange haben wir gesprochen, aber die Entfernung entstellte die Stimme. Mir schien, dass nicht Pascha spricht. Bis zum Morgen konnte ich nicht mehr schlafen.

11. Februar, Montag

Mein Bett steht am Fenster. Auf dem Fensterbrett – ein Radiogerät. Am Mittag schaute ich durch das Fenster und sah meinen Kolja kommen. Wir beide weinten vor Freude. Er vor dem Fenster, ich im Krankenzimmer. Er durfte nicht hinein – in dieser Zeit hat man gerade jemanden operiert, die Tür war zu. Kolja brachte mir Lebensmittel, und dann kaufte er hier im Geschäft Fischkonserven und etwas Käse. Ich nahm alles durch das Klappfenster. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn am Sonnabend erkannte ich seine Stimme per Telefon nicht und schlief in Tränen ein. Heute telefonierte Kolja noch einmal, aber die Krankenschwester erlaubte nicht, mich ans Telefon zu rufen. Ich wollte nur erfahren, wie es den Kindern geht! Wie böse können manche Menschen sein.

12. Februar, Dienstag

Der Briefträger brachte mir einen langen Brief von Kolja. Ich habe ihm auch in der Nacht viel geschrieben. Ich werde untersucht.

17. Februar, Freitag

Man gab mir Penizillinspritzen, ich nehme Tabletten ein. Aber das Fieber bleibt hoch. Die Ärzte sagen: wir machen alle Analysen, dann wird das Bild klar sein. Mich untersuchte auch ein Chirurg. Ich lese Werke von Korolenko⁴³, das Buch hat mir Kolja gebracht.

23. Februar, Sonnabend

Immer noch keine Diagnose. Einige Ärzte untersuchten mich heute und fanden nichts Ernstes. Ich übergab Kolja eine Zeitschrift für Walja, und eine Schachtel für Mila zum Spielen.

⁴³ Russischer Schriftsteller polnisch-ukrainischer Herkunft Wladimir G. Korolenko (1853–1921).

25. Februar, Montag

Endlich kam heute der Arzt Malachuta. Man versprach mir, dass er gleich meine Krankheit feststellt. Am Abend fragte ich eine Krankenschwester, was er in meine Patientenkarte geschrieben hatte. Sie sagte, er meint, es ist eine Entzündung des Herzbeutels.

3. März, Sonntag

Wie viel Medikamente habe ich hier schon eingenommen, aber drei Monate schon hören Schmerzen in Brust, Bauch und Rücken nicht auf. Im Traum sah ich, wie ich in Lypowe von der Genossenschaft nach Hause gehe und die Strasse ist mit einem weißen Tuch bedeckt.

4. März, Dienstag

Morgen verlasse ich das Krankenhaus. Ich sitze und weine. Die Kinder warten auf ihre gesunde Mutter, sie freuen sich. Aber ich komme so krank wie ich war. Am Morgen träumte ich, dass ich in Deutschland bin und mich dunkelhaarige Kinder angreifen, um mich zu töten (bedeutet es Sorgen?)

6. März, Mittwoch

Kolja holte mich mit einem Pferdewagen. Wir kamen nach Hause, die Kinder waren aber bei den Schwiegereltern. Ich kochte das Essen für Kolja, heizte den Ofen, entfernte den Rest des Torfes aus dem Ofen, im Hause wurde es wärmer. Kolja ging die Kinder nach Hause holen. Ich kletterte auf den Ofensitz und schaute aus dem Fenster hinaus. Da kommen sie schon. Die Mädchen halten einander wie immer an den Händen. Meine Arme zitterten, ich wollte sie fassen, umarmen. Lange schliefen wir nicht ein, vieles war zu besprechen. Als es aber still wurde, konnte ich kaum das Stöhnen unterdrücken: mir schmerzte alles, jedes Teilchen des Körpers.

17. März

Kolja begleitete mich nach Romny. Man hat mich auf Tuberkulose untersucht und mich beruhigt: Keine. Um 9 Uhr am Abend stiegen wir aus dem Zug in Andrijaschinka aus. Vier Stunden gingen wir nach Nowa Greblja. Wir hatten Angst vor Wölfen. Vor kurzem hat man sie in unserer Gegend gesehen.

24. März, Montag

Es ist kalt, sehr windig. Es liegt so viel Schnee, dass wir nicht in den Wald gehen können, Holz holen. Wir heizen mit Reisig, das vor unserem Haus ist.

28. März

Der Schnee beginnt schon zu tauen. Medikamente helfen nicht. Kolja nähte mir Stiefel. Er machte das zum ersten Mal, aber es gelang ihm. Dann gingen wir in den Wald, Holz holen.

31. März, Montag

Es schneit. Heute schrieb Walja in ihr Tagebuch: „Vati lief mit Mila Ski. Mila ist mit dem Gesichtchen in den Schnee gefallen.“ Es war wirklich so. Sie stand hinter Kolja, konnte sich nicht gerade halten. Ich bin mit meiner Tischdecke, die ich häkelte, fertig. Alles tut mir weh.

2. April, Mittwoch

Den ganzen Tag nähte ich Kleider für Koljas Marionettentheater. Abend. Kolja liest laut „Geistig stark“. Walja schreibt etwas. Mila plärrt: „In welches Buch soll ich gucken?“ Von der Decke tropft das Wasser in eine Pfanne. Wasser ist auch auf dem Fußboden. Es regnet draußen.

8. April, Dienstag

Ich umbäkele das Taschentuch. Es sieht schön aus. Das wird mein Geschenk für Kolja zum Geburtstag sein. Ich ging heute nach

*Snyrydiwka, wollte dort Kreide kaufen. Aber sie war schon ausverkauft.
Nach Hause kehrte ich mit starken Kopf- und Herzschmerzen.*

Kobeljaki, Juli 1996

Ohne die Singener hätte ich nie von dem deutschen Soldatenfriedhof in der Nähe von Kobeljaki erfahren. Vielleicht habe ich früher etwas darüber gehört, aber diese Information hielt ich nicht für wichtig, und sie ist mir entfallen. Ich sollte mich aber dafür interessieren und hätte früher diesen Ort besuchen müssen. So geschah es, dass nicht Dorfbewohner, sondern Willi Waibel mir den Weg hierher zeigte. Er hat sich sehr gründlich auf die Reise nach Kobeljaki vorbereitet.

Ich würde diesen Weg „*Partisanenweg*“ nennen, denn lange Zeit existierte er nur für einen Menschen – Iwan Tschuchrai. Der Weg führte ja durch seinen Gemüsegarten. Hier, im Hinterland von Kartoffeln und Rüben, lag diese stille Erinnerung an den Krieg – ein Friedhof gefallener deutscher Soldaten. Tschuchrai kennt man im Kreis sehr gut. Verdienter Kriegsveteran, lange Jahre leitete er die Gewerkschaft in der Kolchosa. Ein geachteter Mensch also. Aber ein bisschen seltsam. Wozu mußte er zum Beispiel freiwillig den Friedhof der Feinde pflegen? Hätte er ihn nicht gepflegt, so würde dieses Stück Boden schon umgepflügt sein. Für wen sind diese Gräber hier interessant? So sprachen manche Menschen hier in Lischtschyniwka. Iwan aber hatte eine andere Meinung:

Die Nachbarschaft mit dem Friedhof rief in mir immer Gedanken hervor. Ich dachte: Auch in Deutschland liegen unsere Menschen so in der Erde, weit von der Heimat, Namenlose. Es ist doch eine Sünde, wenn man Gräber plündert. Und ich fand es richtig, dass ein alter Mann den

Friedhof für eine symbolische Bezahlung pflegte. Hier sind mehr als 500 Soldaten begraben. Nicht jeder von ihnen wollte diesen Krieg, aber jeder war gezwungen, die Waffe in die Hand zu nehmen. Diesen letzten Satz sagt Tschuchrai nicht um der schönen Worte willen.

Dass nicht alle Deutschen Nazis sind, verstand er 1941, als Lischtschiniwka besetzt wurde. Damals geschah etwas, was er bis heute nicht vergessen kann. Der 15-jährige Iwan wollte nicht nach Deutschland, er versuchte, sich im Dorf zu verstecken. Er verstellte sich, als ob er krank sei. Aber einmal hatte er Pech: Er stieß auf einen Soldaten, dabei war er nicht allein, sondern mit seinem kleinen Schwesterchen. Das Kind begann zu weinen, und der Junge war auf das Schlimmste gefasst. Aber der Deutsche nahm die Kleine in die Arme und beruhigte sie. Er zeigte mit dem Finger auf seine Brust und wiederholte: „Zwei Kinder“, er wollte sagen, dass er Kinder zu Hause hat, „zwei Kinder“. Und über sein Gesicht flossen Tränen.

Als unsere Soldaten Kobeljaki befreiten, ging Iwan mit ihnen an die Front. Er versuchte, diesen seltsamen Vorfall zu vergessen, denn wie könnte er sonst Soldat sein. Er kämpfte gegen den Feind, wie alle.

Im Krieg sind wir Soldaten, aber wir sind auch Menschen – überlegt Iwan Tschuchrai. Einmal bemerkte ich, dass der alte Mann den Friedhof nicht mehr besucht. Ich habe mich erkundigt: Er war gestorben. Einen anderen Friedhofspfleger hat man nicht eingestellt. Und der traurige Friedhof verfiel zunehmend. Da nahm ich eine Sense und ging heimlich dorthin, sogar die Frau wusste nichts davon, um den Friedhof in Ordnung zu bringen. Nicht alle verstanden mich. Aber ich machte mir keine Gedanken. Ich war schon gewohnt so zu leben, ohne jemandem etwas zu erklären. Der Kluge versteht

mich, den Dummen will ich nicht überzeugen. So ging es zwei Jahrzehnte. Ich repariere den Zaun, bringe die Gräber in Ordnung, verjage die Ziegen, schneide Gras. Letzteres fällt mir mit der Sense zwischen den Gräbern schwer; so muss ich oft Unkraut mit den Händen entfernen, besonders um die Grabschilder. Ich bewache diese Grabschilder auch vor den Kindern. Dafür werde ich nie von jemandem bezahlt. Denn es ist keine richtige Arbeit, sondern Barmherzigkeit. Als Willi Waibel zum ersten Mal kam, war Sommer. Iwan Tschuchrai zeigte ihm einen kaum sichtbaren Pfad, der durch seinen Gemüsegarten führte. Sie gingen einer nach dem anderen, ohne ein Grashälmlchen berührt zu haben. Als die ganz große Delegation diese Stelle besuchte, da hakten sich an die Beine der Gäste schon große, üppige Kürbisblätter, die nicht daran gewöhnt sind, dass hier Fremde erscheinen.

Jedes Mal, wenn die Deutschen in Kobeljaki sind, legen sie zuerst Blumen an unsere Gedenkstätte nieder, dann besuchen sie die Gräber ihrer Landsleute. Es gelang ihnen nach den Nummern auf Tabellen – wieder dank der Nachforschungen von Willi Waibel – die Namen der hier Begrabenen festzustellen. Die einen fielen in Schlachten, die anderen starben in einem Lazarett, das sich in der Nähe befand, und sie wurden von unseren Sanitätern hier schon nach Kämpfen im September 1943 beerdigt.

Obwohl die Deutschen diesen Friedhof nicht vergessen, haben sie keine Absicht, ihn zu verschönern: Sie wollen die Gefühle der Dorfbewohner und diese einst so geplünderte Erde nicht beleidigen. Die Erde empfing sie barmherzig, Ruhet in Frieden...

Einmal brachten die Deutschen für Tschuchrai einen warmen Mantel. Iwan wollte ihn zuerst nicht annehmen: „*Ich will nicht und Schluß!*“ Aber die Diplomatie von Willi Waibel half auch

diesmal. Er versicherte, dass es kein Almosen sei. Den Mantel übergab ihm ein alter Soldat, den die Geschichte des einfachen ukrainischen Veteranen tief berührte. Unter anderen Verhältnissen hätten sie vielleicht zu Freunden werden können. Aber der Krieg machte sie zu Feinden. Es ist höchste Zeit, hier manches zu korrigieren.

Und Tschuchrai gab nach. Auf dem Schlachtfeld würde er es nie tun. Aber im friedlichen Leben, meinte er, geben immer die besseren und klügeren Menschen nach. Oft, wenn er mit der Pflege des Friedhofes fertig ist, setzt er sich unter einen Baum, und er vertieft sich in Gedanken, überlegt, analysiert... Und dann, als ob er mit jemandem streitet, spricht er plötzlich etwas zornig: *„Es ist nicht wichtig, wer da liegt – Deutsche, Türken oder Japaner. Alle sind Menschen!“*

„Unsere Geschichte“ 1952

8. April

Schon lange habe ich das Tagebuch nicht mehr zur Hand genommen. Es gab nichts Neues: Arbeit, Familienprobleme. Überall haperts. Pascha ist krank, aber ich glaube, es ist nur vorübergehend. Die Familie gibt mir Kraft. Die Arbeit nimmt sie mir weg. Gestern erwiderte W.M. auf meine schüchternen Bemerkungen wegen ihrer Neuordnung im internen Schulleben arglistig: „Haben sie es auf meine Stelle abgesehen, Owdijenko? Vergessen Sie es, Sie haben keine Perspektive solange Sie leben!“ Ich will ihre Stelle nicht. Aber ich verstehe auch nicht, warum nie im Leben? Was meint sie damit? Ich mache alles, wo ich meine Begabung verwenden kann. Mit öffentlicher und außerschulischer Arbeit bin ich überlastet. Aber es wird nicht anerkannt. Jedoch wächst der kleinste Fehler zu einem Schneeberg. Zu meiner Marionettenaufführung kam das halbe Dorf. Ich war für alles verantwortlich. Sogar den Vorhang sollte ich

selbst öffnen. Pascha und Walja haben bunte Kostüme für die Marionetten genäht. Im Saal war stürmischer Beifall. Am nächsten Tag hörte ich aber nur Vorwürfe: dies und das war schlecht. Kein positives Wort. – Draußen: Straßenkot. Es gibt Pfade nur zum Dorfrat und zur Kolchos-Administration. Hoffnungslosigkeit und Traurigkeit... Wie beim Schriftsteller Kotzjubynskij⁴⁴ ...

10. April, Donnerstag

Die Sonne scheint, es ist 2 Grad Wärme. Heute bin ich 30 Jahre alt geworden. Pascha schenkte mir ein Taschentuch, ich legte es in die Brusttasche, wo das Herz ist. Auch die Töchterchen gratulierten mir. Weiter nichts.

Gestern hatte ich wieder einen Streit mit der Frau Direktor. Sie hat mich beleidigt. Ich konnte nicht schweigen. Alle Kollegen waren durch ihre Grobheit und Ungerechtigkeit empört, aber niemand sagte etwas. Alle haben Angst. Ich bin auch kein Krieger: ich kann mich weder verteidigen, noch angreifen. Deshalb gebe ich hin und her und habe Herzschmerzen. Sie hat mir eine schlechte Vorbereitung auf die Schulolympiade vorgeworfen. Es entspricht aber nicht der Wirklichkeit. Ich mache alles, was ich nur kann. Und dazu ganz allein. Schlussfolgerung: „Für die Schule hat er nichts Nützliches getan.“

28. April, Montag

Heute ist Totensonntag: Vor sieben Jahren ist unsere Raja gestorben. Heute besuchen alle Menschen Gräber der verstorbenen Verwandten. Wären wir im Heimatdorf, so würden wir auch auf den Friedhof gehen. Dort sind meine Großväter, Großmütter und die Paten begraben... Die anderen Verwandten werden sie besuchen. Das Grab meines Töchterchens wird aber niemand besuchen. Niemand bringt es in Ordnung, niemand bringt ihr Blumen. Meine Kleine liegt im fremden Land, ganz allein. Es

⁴⁴ Mychajlo Kozjubynsky (1864-1913).

war sehr schwer mit dir, Töchterchen. Ich sollte zuerst sterben. Aber ich blieb am Leben. Eine Hälfte meines Herzens ist mit dir begraben. Du wartest heute auf mich, Raja. Die Tränen fließen über meine Wangen. Einmal komme ich doch zu dir, mein Töchterchen und bleibe dann für immer bei dir.

(Am Ende der Seite hat der Vater hinzugefügt: – L. O.) *Mein teureres Kind! Ich würde alles für dich tun. Heute, an deinem Sterbetag, habe ich niemanden beleidigt. Aber böse Menschen haben mit mir kein Mitleid. Gut. Einmal erzähle ich dir alles. Dein Vater.*

9. Mai, Freitag

Gestern bastelte ich ein Hundebaus für „Dshulbars“. Diesen Hund hat man uns aus Taistry gebracht. Er ist schon groß, sehnt sich nach seinem früheren Herren. Will weder essen, noch trinken. Und ich ließ ihn los. Er verschwand umgehend. Statt seiner brachte ich einen kleinen Tom und bat Pascha und die Kinder, ihn nicht aus dem Vorzimmer freizulassen. Im Rundfunk habe ich von einer Preissenkung für Lebensmittel gehört. Aber wir haben kein Geld. Alles „frisst“ die Staatsanleihe. Heute sollte ich dafür die Dorfmenschen begeistern. In einem Haus hat man mich beleidigt. Aber ich bin nicht böse. Der betrunkene Hausherr sagte mir, wohin ich mit meiner Staatsanleihe gehen soll. In einem anderen Haus aber tranken wir auf den Großen Sieg⁴⁵, auf die Gesundheit aller, die an der Front waren. Ich empfand es als einen Vorwurf. Aber vielleicht habe ich kein Recht dazu. Ich bin sehr empfindlich, wenn man über den Krieg spricht, denn alle Gespräche enden so: Warst du an der Front oder nicht? Der 9. Mai, den ich 1945 als den größten Feiertag gefeiert hatte, ist heute für mich zu einem Tag geworden, an dem ich in das Hundebaus kriechen und dort heulen will... Ein Kollege, mit dem ich darüber sprach, wunderte sich: „Warum plagst du dich so? Du weißt ja, dass viele, die in Deutschland waren, hier in die Lager gerieten. Du aber nicht. Bleib ruhig, und mache

⁴⁵ 9. Mai, Tag des Sieges in der Sowjetunion, erinnert wird an das Kriegsende im „Großen Vaterländischen Krieg“ 1941-1945.

dir keine Gedanken!“ Ich konnte mich kaum beherrschen, um nicht zu spucken.

23. Mai, Freitag

Warm, sonnig. Den ganzen Tag beschäftigte ich mich mit Haushalt, obwohl die Schmerzen mich nicht loslassen. In der Schule sind Prüfungen. Kolja brachte große Fliedersträuße. Heute haben wir ein Grab im Garten zwischen Kirschbäumen gestaltet, den Kindern haben wir gesagt, dass es für Raja ist. Ein schmaler Pfad führt hierher. Jetzt pflanzt Walja hier Blumen. Und ich habe einen Platz, wo ich weinen kann.

25. Mai

In der Nacht lag ich wach, alles schmerzte. Am Morgen schlief ich ein und sah im Traum ein langes Haus – in diesem Haus werden wir leben.

12. September

Ich lese Kartoffeln. Ist ein Eimer voll, so bringe ich ihn zum Haus, lege mich ein bisschen hin und gehe dann wieder in den Gemüsegarten. Kolja hilft, wenn er nicht in der Schule ist. Inzwischen habe ich mehrmals Ärzte besucht, Medikamente eingenommen, aber trotzdem weiß ich nicht, was mit mir ist.

21. September, Sonntag

In der Nacht schrieb ich zwei Geschichten. In der Lampe war das Petroleum schon ausgegangen. Pascha schlief, ich wollte ihr das Geschriebene vorlesen, denn mit anderen Lesern kann ich nicht rechnen. Thema – Hungersnot 1933. Darüber schreibt man nicht, spricht man nicht. Tante Maruschka, die Oma einer meiner Schülerinnen erzählte mir diese zwei Lebensgeschichten halblaut. Von mir habe ich nichts hinzugefügt, nur literarisch verarbeitet. „Verbrechen im Eichenwald“ – über die Witwe Jawdocha, die ihr Kind getötet und gegessen hat. „Schilfweib“ – über die hungrige Frau, die im Sumpf nach Schilfwurzeln

suchte, aber nicht zurück konnte und dort starb. Ich weiß, wo dieser Sumpf ist, Kinder haben Angst und gehen nicht dorthin. Man sagt, da sitzt das Schilfweib.

20. September, Sonnabend

Wir waren mit Kolja in Hlynsk beim Chirurgen O. Taranenko. Er hat nichts Gefährliches bei mir festgestellt. Nach seinem Rezept kauften wir Medikamente, aber ich habe noch genug alte Medikamente.

5. Oktober

Das Leben vergeht ohne Freude. Im Frühling und im Sommer, wenn die Natur gedeiht, ist es lustiger. Jetzt aber weht Traurigkeit vom gelben Wald her. In die Schule gehe ich nicht gern. W.M. hat aus der Schule eine Kaserne gemacht. Von schöpferischer Arbeit kann hier keine Rede sein. Manchmal denke ich, sie hat kein Herz in der Brust. Sie sollte nicht mit Kindern arbeiten...

11. Oktober

Ich will nach Lypowe zu den Kindern fahren. Kolja wird ein bißchen bei seinen Eltern wohnen, dann kommt er zu uns und versucht, in einer anderen Schule Arbeit zu finden. Die Jahre in Nowa Greblja waren für uns schwierig. Über meine Krankheit will ich nicht schreiben – alles ohne Veränderung.

1. Oktober

Die ganze Zeit hat es stark geregnet, auf den Strassen können keine Autos fahren. Mit dem Pferdewagen darf man nicht – Pferdequarantäne. So sitze ich und warte auf gutes Wetter, alles ist eingepackt. Gestern las Kolja laut „Väter und Kinder“⁴⁶ vor, und an der Stelle, wo Basarow stirbt, brachen wir beide in Tränen aus.

⁴⁶ Roman von Iwan Turgenew (1818-1883) von 1861.

2. Oktober

Ich folgte Paschas Rat nicht und las am Morgen im Lehrerzimmer meine Erzählung „Verbrechen im Eichenwald“. Es war mäuschenstill. Ich wartete wie ein Schüler auf seine Bewertung. Aber alle beugten sich über Klassenbücher und Hefte. Als ob sie nichts gehört haben. Nur Kollege K. sagte: „Das Werk soll lehrreich sein, der Held positiv. In Ihrer Erzählung ist es eine Verrückte. Wer braucht so etwas? Gut, dass W.M. das nicht gehört hat...“. Aber schon in der großen Pause wusste W.M. Bescheid. Und ich erhielt meine Bewertung: „Sie, Owdijenko, sollen unsere sowjetische Wirklichkeit nicht verleumden, sie sollen sich mehr mit Ihren Stundenplänen beschäftigen, sie sind bei Ihnen immer so oberflächlich!“ Sie sagte es in Anwesenheit von allen. Es ist aber nicht wahr. Alle wissen, dass meine Stundenpläne musterhaft sind. Aber wer konnte etwas dagegen sagen? Zu Hause schrieb ich beide Erzählungen in mein Tagebuch. Zu beiden machte ich Zeichnungen. Die Stimmung ist sehr schlecht.

1. November, Sonnabend

Kolja ist krank, aber er formuliert ein Gedicht, denn morgen soll er zur Olympiade nach Hlynsk. Das Gedicht ist schön, es heißt „An Kriegsanstifter“. Er will es von der Bühne aus vorlesen.

2. November, Sonntag

Auf dem Petroleumkocher bereitete ich für Kolja das Frühstück. Er hat Fieber 37,7, aber er fuhr nach Hlynsk. Ich heizte im Haus. Schau auf den Himmel – wann kommt gutes Wetter? Ich will zu den Kindern. Kolja kehrte traurig zurück – im feuchten Mantel. Schweigend legte er sich auf die Ofenliege. Ich wollte ihn nicht fragen.

3. November

Mein Gedicht gefiel W.M. nicht. Sie sagte, es ist nicht klar genug... Ich muss es dulden. In der Nacht hat es zum ersten Mal geschneit. Es ist so weiß und sauber. Wie einst in meinen Erinnerungen an das Elternhaus. Aber bald wird jemand über die Straße gehen, und der schwarze Straßenkot verschluckt diese Sauberkeit. So ist es in der Natur, so ist es auch im Leben.

6. November, Donnerstag

Kolja kam aus der Schule und malte bis abends Losungen. Dann ging er ins Klubhaus – Vortrag halten. Ich bin allein zu Hause. Fast jeden Abend. Ich habe hier weder Freundinnen, noch gute Bekannte. Niemand besucht uns mehrere Tage.

7. November, Freitag

35. Jahrestag der Großen Oktoberrevolution. Ich bin immer noch hier.

Kobeljaki, September 1997

Als Wilhelm Waibel den Vorhang des Vergessens über den Schicksalen der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter gelüftet hatte, hörten diese auf, ihre Vergangenheit zu verheimlichen. Gute Worte, Mitleid, Zeichen von Respekt, all das bewegte ihre Seelen, und sie begannen, sich zu erinnern.

Diese Erinnerungen klingen sehr ähnlich, denn sie haben den gleichen Ursprung. Und doch ist für jeden Menschen sein empfundener Schmerz ganz persönlich und nur von ihm erlebt. So erzählt zum Beispiel Warwara Stepaniwna Beresina aus dem Dorf Schabelnyky (Kreis Kobeljaki):

Mein ganzes Leben musste ich schwer arbeiten, und zwar von Kindheit an, weil ich in einer armen, kinderreichen Familie aufwuchs. Nach der Hungersnot [1932/33 CSch] blieben von sechs Kindern nur drei am Leben. Den Vater kannte ich nicht. Er starb, als ich einige Monate alt war. Er schaffte es noch, die Fundamente für das neue Haus zu legen. Die Mutter musste dann die Ochsen verkaufen, um den Hausbau zu vollenden. Und das Geld versteckte sie, damit niemand es stiehlt, unter dem Ofen ins Stroh. Und dann in Eile – verbrannte sie dieses Stroh einmal im Ofen... Und so verbrannten unsere „Ochsen“. Ich kann nicht beschreiben, wie sie, die arme Frau, weinte, jammerte, wie sie sich peinigte. Aber man kann es nicht ändern. Meine Schule endete damit, dass ich meinen Namen schreiben gelernt habe. Ich sollte die Schafe weiden!

Als die Deutschen unser Dorf besetzten [1941 CSch], quartierten sie ihren Stab in unserem Haus ein. Und wir – wir fanden in den Felsen eine Herberge. Es war sehr kalt dort! Die Deutschen riefen meiner Mutter, sie sollte ihnen die Kuh melken, unsere Kuh war sehr störrisch! Sie ließ niemanden zu nahe kommen.

Im Herbst 1942 heirateten im Dorf viele Paare, denn es gab Gerüchte, dass die Verheirateten nicht nach Deutschland verbracht werden. Ich hatte davon nichts gehört, und so habe ich meinem Freund, der mich schon heiraten wollte, „nein“ gesagt.

Aber bald rief man mich zur Administration nach Peregonivka:

„Du fährst nach Deutschland!“, sagt der Dorfälteste.

„Ich bin aber 1921 geboren, es fahren die von 1923“, murre ich.

„Dann schreibe ich eben, dass dein Geburtsjahr 1923 ist, ich muss doch den Plan erfüllen“, lachte er.

Und er trug es wirklich so ein. Nichts konnte mich davor retten! Nur Einzelne hatten Glück und konnten entweichen. Die Eltern meiner Freundin Schura Proskura haben den Arzt bestochen, damit er sie vor der Kommission für krank erklärte. Dann versuchte er, sich zu rechtfertigen: Er habe sie unter den anderen nackten Mädchen nicht erkannt. Und so wurden wir – 10 Mädchen – mit einem Pferdewagen

zum Bahnhof gefahren. Dort kamen wir in Güterwaggons und durften nicht mehr raus. Gut, dass uns wenigstens unsere persönlichen Sachen nicht weggenommen wurden: Ich hatte ein Kissen, eine Decke und Gummistiefel dabei. Unterwegs war ich wie verloren, nichts blieb in meinem Gedächtnis.

In Deutschland geriet ich in ein Werk, es gehörte Herrn Pupler. Ich musste an einer Werkbank arbeiten. 12 Stunden lang sollte ich da stehen, und die Ernährung war sehr schlecht. Ein Brot für 8 Personen und ein Teller Suppe. Konnten wir bei einer solchen Ernährung gut arbeiten? Dafür wurden wir oft verprügelt. Und dann wollten wir nicht mehr leben. Dazu noch das Verbot, das Lager zu verlassen. Einmal versuchte ich, unter dem Stacheldraht hindurch zu kriechen – da hob der Posten schon seine Maschinenpistole gegen mich. Er schlug mich damals mit dem Kolben, es blieben zwei Beulen, bis heute noch – auf einer Schulter und auf der Körperseite. Wir waren jung und konnten die Zwangsarbeit nicht ertragen. Einmal döste ich bei der Arbeit ein und meine Finger gerieten in die Werkbank. Seitdem wachsen die drei Nägel nicht mehr.

Infolge der Luftangriffe unserer Bomber und der Bomber der Verbündeten litten auch viele Zwangsarbeiter. Als der Damm am Stausee zerstört wurde, kam das Wasser in die Werksballen. Viele Menschen ertranken, unsere Sachen verschwanden. Wir, die am Leben blieben, freuten uns darüber, dass der Betrieb stillsteht, aber das hat uns nicht gerettet – wir sollten schon bald Schützengräben graben. Wenn die Bomber kamen, liefen alle in verschiedene Richtungen... es gab keine Alternative: Total erschöpft, geschwollene Beine, fremdes Land, fremde Sprache...

Uns befreiten die Amerikaner und übergaben uns der Sowjetmacht. Diese schickte uns aber wieder zur Zwangsarbeit – nach Weißrussland. Dort trugen wir Garben, lasen Kartoffeln. Aber es war schon in unserem Land, wir durften uns mit Kartoffeln sattessen. Einige Menschen spotteten aber später über uns zu Hause: „Hatten sie es wirklich so schlecht in Deutschland?“ Ich aber brachte aus Deutschland einen Rock und eine Bluse in Kindergröße mit – so klein und mager war ich dort. In

Weißrußland erkrankte ich an Typhus. Und da begann der Abtransport in die Heimat. Meine Freundin Galja Kwatsch, mit der ich nach Deutschland verschleppt wurde, setzte mich fast ohnmächtig in einen offenen Güterwaggon, und wir fuhren nach Hause.

Die Mutter erkannte mich nicht mehr, sie dachte, dass eine Schwarzhändlerin kam. Und wir heulten dann im Duett so, dass das ganze Dorf es hörte...

Ich ging gleich in die Kolchose arbeiten. Ein Junge aus dem Nachbardorf, Iwan Bereshnyj, begann bald, mir „den Hof“ zu machen. Von unserer Liebe erfuhr der Kolchosvorsitzende Petro Golanyk und verkündete, auf dem Mähdrescher stehend, er bringe am Abend nach Peregoniwka eine Braut für Iwan Bereshnyj. So warteten alte Weiber, meine künftigen Nachbarinnen, im Schlehdorn auf meine Ankunft: Sie wollten meine Mitgift sehen. Ich brachte aber nur ein eisernes Bett mit Holzbrettern statt Matratze mit und eine Trube, in der wir heute noch Korn aufbewahren. Aber glücklich ist nicht der, wer vieles hat:

Glückliche Menschen sind dort, wo Eintracht herrscht!

Mit meinem Ehemann zusammen hatten wir ein langes glückliches Leben.

„Unsere Geschichte“ 1953–1954

6. März, Freitag

Um 6 Uhr morgens, gleich nach der Staatshymne, wurde im Radio gemeldet, dass am 6. März 1953 um 9 Uhr 50 J.W. Stalin gestorben ist. Trauer und Schmerz! Kolja sagt, in der Schule weinen sowohl Lehrer als auch Kinder. Das Begräbnis findet am Montag um 12 Uhr statt.

9. März, Montag

Kolja repariert das Radiogerät, damit wir alles besser hören können. Alle sitzen um den Tisch – Vati, Mutti, Raja und ich. Kolja wird von dem

*Vorsitzenden des Dorfrates zur 4. Brigade geschickt mit der Anordnung,
die Arbeit zu unterbrechen.*

"В нашей жизни большое значение"

Ніди переділова



Meine Mutti im Garten
- Lypowe -



Meine Schwester und ich.
Wir teilten alles,
sogar die Puppe.

1. Вирізати конверти...
2. Кроїть матерію
3. Кошик матерію

13. März

Bluttransfusion wurde verordnet. Ich wollte schreiben, wie unwohl ich mich heute fühle. Und dann kam der Gedanke: War es etwa gestern, vor einem Jahr, vor zwei Jahren nicht auch so? Manchmal erwache ich in der Nacht: keine Schmerzen. Und ich freue mich sehr. Und dann erwacht auch mein Schmerz. Und die Tränen beginnen, von selbst zu fließen.

4. Juli

Kolja ist in Charkow. Er hat telegraphiert, dass er die Aufnahmeprüfungen in die Pädagogische Hochschule „ausgezeichnet“ abgelegt hat. Wir freuen uns darüber. Heute habe ich gesehen, dass die Gurkenpflanzen schon blühen. Unser Anleibeschein gewann 50 Rubel. Wäre die Seriennummer nicht 12, sondern höher als 42 gewesen, hätten wir 1000 Rubel gewonnen. So habe ich 4 Pfund Kartoffeln für 8 Rubel pro Pfund und 1 Kilo Speck für 25 Rubel gekauft. Von Kolja sind schon 7 Briefe eingetroffen.

7. Juli

Ich habe von Kolja den 9. Brief bekommen. Aber ich hatte so starke Schmerzen in Brust, Rücken und Kreuz, dass ich nicht imstande war, ihm zu antworten.

21. Juli

Schon mehr als einen Monat lang hat Kolja seine Prüfungs-Session. Mir scheint aber, dass es schon länger als ein Jahr dauert. Ich schleppe Holz von der Wiese, hacke, häufele Kartoffeln. Das Herz schmerzt unerträglich, aber ich muss arbeiten.

31. Juli, Freitag

In der Nacht war Sturzregen mit Gewitter, der Waschtrog war voll Wasser. Jetzt regnet es auch. Ich sitze am Fenster, mich erstickt der Ärger. Wann werde ich endlich gesund? Als Mädchen kannte ich keine Schmerzen, jetzt aber lassen sie mich nie los. Die Kinder schlafen noch,

ich hüte ihren Schlaf. Ich muss da sein, wenn sie erwachen, damit sie keine Angst vor dem Unwetter haben. Ich bemerke, wo die Schule ist, da ist der Himmel schon heller.

6. August, Donnerstag

Ich habe Brot gebacken. In der Wiese habe ich Holz gebrochen, 5 Bündel gebracht. Gestern waren es 6. Dünnere Stücke habe ich zerbackt.

7. August, Freitag

Ich sah als Erste meinen Kolja über die Wiese kommen, und wir liefen mit den Kindern auf ihn zu. Freude, den ganzen Tag lang!

14. September

Die Immatrikulation an der Hochschule hat mich fast beflügelt. Auch Walja ist auf dem Wege zu Kenntnissen. In einem neuen Kleid, mit der Schultasche und dem großen Blumenstrauß war unsere Schülerin der 1. Klasse wunderschön. Mila war traurig und bat, ihr eine Puppe zu kaufen. Diese Bitte fiel ihr nicht leicht. Zuerst zitterten ihre Lippen sehr lange, dann rollten die Tränchen und erst dann entschloss sie sich. Ich versprach. Wie lange noch kann man denn mit Utilia spielen?

28. Juli, 1954 (Sehr gekürzt – L.O.)

10 Uhr. Letzte Vorbereitungen. Ich gehe mit meinen Schülern auf Wanderung. Unsere Marschroute ist Nowa Greblja – Perejaslaw-Chmelnytyky (leider ist die Teilnehmer-Liste nicht erhalten geblieben – L.O.). Die Jungen sind lustig, auf keinem Gesicht habe ich Unsicherheit bemerkt. Ich zeichnete eine Landkarte, deshalb schreiten wir ganz sicher vorwärts. Welch ein Genuss, durch das Heimatland zu wandern.

12 Uhr. Unter den Holinski-Weiden haben wir 5 Minuten Rast. Die Jungen fielen auf die Erde und rollten im Gras wie kleine Kinder. Mein Blick kehrte aber immer zurück. Trotz der großen Reiselust fällt es mir immer schwer, das Haus zu verlassen.

13 Uhr. Wir sind bei dem Dorf *Snyrydiwka*. Hier am Straßenrande stand noch vor einem Jahr eine Weide mit vielen Höhlungen, mit prächtiger Krone. Damals machten wir darunter die erste und die letzte Rast. Aber jemandes Räuberband hat zuerst die Höhlungen und dann den ganzen Baum verbrannt. Wir beschlossen, keine Rast zu machen, obwohl wir schon sehr ermüdet waren.

14 Uhr. Auf einem nicht besonders malerischen Platz machen wir doch unsere Rast. Der Wald ist voll mit Haufen von trockenem Reisig. Aber wir hatten Pech: Dreimal sollten wir unseren Rastplatz wechseln, vor den Ameisen fliehend. Im Schatten einer Waldbirne ruhten wir aus, kochten Brei. Und es stellte sich heraus, dass wir kein Salz dabei haben. So warfen wir in den Brei ein großes Stück Speck.

18 Uhr. Wir machten uns weiter auf den Weg. *Kiwskyk* begann, über sein Bein zu klagen. Ich muss gestehen, dass auch ich Kopfschmerzen bekam. Zum ersten Mal greifen wir nach unserer Reiseapotheke. Wir gehen durch kleine Wäldchen hinter *Snyrydiwka*. Zu beiden Seiten der Straße wachsen junge Aborne und alte Eichen. Ich erzähle den Jungen, was ich selbst von einem 100-jährigen Alten namens *Golowko* gehört habe: über alte Räuber, die hier ihre Verstecke hatten. Die Augen der Jungen sind weit geöffnet vor Verwunderung. Von einem hohen Hügel aus bewundern wir das Panorama von *Lochwytzja*.

21 Uhr. Im Dorf *Jaschnyky* erreichte uns die Abenddämmerung. Wir aßen Brot mit Öl und begaben uns zu einer Strohmiete, nicht weit von der Landstraße. Wache standen wir der Reihe nach. Es war heiß in der Nacht, gegen Morgen aber kuschelten sich meine Jungen im Stroh bis an die Köpfe.

29. Juli

4 Uhr. Wir gehen Holz und Wasser holen. Und da zeigt sich, dass ein Junge seine Schirmmütze verloren hat. Wir gingen zur Strohmiete zurück, haben sie durchsucht – aber vergeblich. Wegen dieser Sucharbeit kochten wir nichts und tranken nur Tee. Während der Rast auf einer Wiese haben

wir kleine Reiber bemerkt. Ich bemühte mich, sie im Gedächtnis festzuhalten, um sie später zu zeichnen, sie liefen aber sehr schnell weg. Geradeaus über das abgemähte Gras kamen wir auf Lochwytyja zu. Aber o weh! Das G. Skoworoda-Museum ist geschlossen... Wir ruhten am Flussufer aus. In der Siedlung Barwinok hielten wir nicht. Weiter am Rande der Landstraße steht die Siedlung Archypiwskij. Hier verlief der Weg von Archyp Teslenko nach Kiew.

13 Uhr. Unterwegs mache ich Skizzen. Während des Gehens auch. Die dritte Rast machten wir in der Siedlung Dibrowa. Wir baten die Menschen um Salz und kochten Brei.

15 Uhr. Die Jungen schliefen ein. Man sieht, sie sind ermüdet. Ich zeichne inzwischen.

18 Uhr. Unsere Richtung – Tschornuchy, das erste Dorf – Pismanjaky. Es scheint, hier wohnen gute Menschen. In jedem Hof gibt es einen Brunnen, der halb im Hof, halb am Straßenrand steht. Schöpfkellen liegen da – jeder, der Durst hat, darf daraus trinken. Wir geben wieder bergauf, dann bergab. Im Dorf Kowali ist die Straße schlecht. Früher war sie mit Brennziegeln angelegt, heute – lauter spitze Stücke. In Tschornuchy begann es zu regnen. Wir schliefen wieder im Stroh. Es war unsere vierte Rast.

30. Juli

4 Uhr. Wir geben Richtung Pyrjatyn. Auf der asphaltierten Straße war es viel leichter, aber sie war bald zu Ende... Es begann zu regnen. Ich stoppte einen Lkw, gab den Jungen meinen Regenmantel. Sie bedeckten sich damit. Um 12 Uhr stiegen wir im Dorf Saritschtschja aus und begaben uns nach Pyrjatyn. Auf einer Autobahn geben wir Richtung Kiew. Das Wetter ist wunderbar. Wir sind schon bei Jagotyń.

12 Uhr. Wir erfahren, dass Perejaslaw schon in der Nähe ist. Am Straßenrand unter Weiden rasten wir und essen Fisch mit Brei.

16 Uhr. Die Jungen sind nach der Erholung lebhafter. Wir müssen noch

18 km zurücklegen. Im Dorf Studeny tranken wir Wasser in einem

Pumpenhaus, das mit einem Windmotor betrieben wird. Das Dorf ist geordnet, gut entwickelt. Hier stiegen wir wieder in ein Auto. Je näher wir an die historische Stadt kommen, desto mehr sehen wir Losungen und Transparente über Völkerfreundschaft. Wir übernachteten wie früher in einer Strohmiete.

31. Juli

4 Uhr. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, wir sind aber schon in der Stadt. Das historische Museum wurde um 9 Uhr geöffnet und wir konnten alles dort sehen, was wir nur wollten. Ich versuchte später, die Unterschrift von Bogdan Chmelnytzkyj⁴⁷ zu kopieren, und es gelang mir ganz gut. Ich habe alle Waffen gezeichnet, auch den Platz skizziert, wo der Perejaslawer Rat stattfand. Ich will das in den Unterrichts-Stunden verwenden. Wir sind viel zu Fuß gegangen, vieles haben wir gesehen, und dann machen wir uns auf den Rückweg. Gegen Abend sind wir schon in Jagotyn. Zum ersten Mal schliefen wir in einem Raum. Wir begegneten einer Landfrau, und die bot uns Unterkunft und Verpflegung an. In der Nacht gab es ein schreckliches Gewitter. Lange konnte ich nicht einschlafen.

1. August

8 Uhr. Wir geben nach Pyrjatyn. Wir hatten wieder Glück und fuhren eine lange Strecke mit dem Auto.

13 Uhr. Bei Pyrjatyn machen wir Rast. Übernachtung – bei Tschornuchy.

2. August

Kiwshyky hat Probleme mit seinem Bein. Wir müssen immer öfter ausruhen.

⁴⁷ Bogdan Chmelnytzkyj (1595-1657), ukrainischer Kosakenführer, wird als Nationalheld verehrt.

3. August

Wir erreichten die Siedlung Owdijiwka. Hier schliefen wir in der Hütte, wo ich geboren wurde. In dieser Hütte übernachteten wir schon mehrmals mit unseren Touristen. Bald sind wir zu Hause. Ich habe mich so an meine Jungen gewöhnt, dass ich sie nicht loslassen will. Wenn man sich so lange um jemanden kümmert, dann fühlt man auch weiterhin große Verantwortung für diese Menschen... Wie viel haben wir in dieser Zeit besprochen, wie viel habe ich ihnen erzählt aus dem von mir Erlebten und Gelesenen! Ich bin sicher, sie vergessen das nie. Und ich ... ich denke schon an Nowa Grebja. Wenn ich dorthin fliegen könnte...

Hlynsk (Ostriw) 1997

Mein Vater, der 75 Jahre alt ist, wohnt im Gebiet Sumy. Am Rande des Dorfes Hlynsk, das Ostriw heißt (Ostriw – Insel). Es ist wirklich ein Fleckchen Land, das von Wald und Wasser umgeben ist. Und nur eine kleine Brücke verbindet es mit dem Dorf, wo sich Klubhaus, Krankenhaus und Dorfrat befinden. Aber der Weg ist weit, von einer Autobusverbindung hat man hier noch nichts gehört. Vielleicht hat Gott diese Paradies-Landschaft als Erholungsstätte für reiche Menschen geschaffen; aber hier wohnen meistens die Armen. Nur ein Zeichen der Zivilisation gibt es hier – ein kleines Geschäft mit einem blauen Briefkasten an der Wand. Und Reste einer ehemaligen Farm. Sogar der Friedhof ist sehr klein. Ich wunderte mich nicht einmal: Wo sind die Gräber der verstorbenen Menschen? Wahrscheinlich übersiedeln manche Alten zu ihren Kindern, die rechtzeitig von hier geflohen sind. Mein Vater aber begab sich trotz aller Logik schon in reiferen Lebensjahren nach Ostriw – ins freiwillige Asyl. Vielleicht war es die Nostalgie, die ihn dorthin trieb, wo er zum letzten Mal

glücklich war. In Ostriw heiratete er vor 25 Jahren eine Witwe mit drei Kindern und wechselte auf einmal den Lehrerberuf, wurde Kolchosbauer. Er machte dann die Rechnungsführung in der Farm (denn seine Ehefrau Olga Danyliwna arbeitete dort als Melkerin), und bald wurde er zum Farmleiter. Hier in Ostriw wurde ihr gemeinsamer Sohn Saschko geboren. Damals strebte mein Vater noch nach etwas Besserem, nach etwas mit Perspektive. Und so übersiedelte er mit seiner Familie zu mir nach Kobeljaki. Aber Olga starb, er hatte kein eigenes Haus. Und so tauchte im Leben des Vaters eben Ostriw wieder auf. Als mein Vater noch in meiner Nähe wohnte, begannen die ehemaligen Zwangsarbeiter in der Ukraine entsprechende Papiere für die Auszahlung der Entschädigung für ihre Arbeit in Deutschland auszufertigen. Nachdem mein Vater gehört hatte, dass die Deutschen bereit sind zu zahlen, kochte es in ihm:

„Ich sage mich von dem Geld aus blutigen Händen los! Es ist unmoralisch! Dass ich? Nie!“ Aber wie man richtig sagt: Sage nie „Nie“! Nachdem er in Ostriw mit seiner kargen Rente oft in Hunger und Kälte gelebt und dann gesehen hatte, dass andere die Entschädigung doch bekommen hatten, begann sich Vater vorsichtig bei mir zu erkundigen, ob es noch nicht zu spät sei, sich in die Zwangsarbeiterliste eintragen zu lassen. Da er in Kobeljaki angemeldet war, musste er sich an den *„Poltawer Fond der Versöhnung“* wenden, der alle diese Tätigkeiten koordinierte. Dort sagte man mir, wir müssen uns beeilen. Aber mein Vater besaß die Dokumente nicht, die seine Zwangsarbeit bestätigen konnten.

„Weißt du“, sagte er verwirrt, *„diese Papiere gibt es überhaupt nicht!“* Mein naiver, vertrauensvoller Vater! Er glaubte, dass diese Episode aus seinem Leben nur seiner nächsten Umgebung bekannt war. Und dass er, ein begabter, fanatisch arbeitender

Pädagoge, immer wieder Hindernisse in seiner Laufbahn überwinden musste, erklärte er mit der Bosheit und Unehrlichkeit einzelner Menschen. Er hatte keine Ahnung, dass er von den entsprechenden „Diensten“ immer bewacht war, die sein Leben durchleuchtet haben.

Ich rate ihm, sich an das Archiv zu wenden – er schüttelt misstrauisch mit dem Kopf. Und ärgert sich: „*Bin ich wohl vermisst? Muss ich gesucht werden?*“ Und später wundert er sich wie ein Kind: „*Stell dir nur vor, ich habe eine Bescheinigung vom Archiv erhalten, drin steht alles genau, wie es war: wo, wann, wie lange...*“

Ich wundere mich nicht. Aber wie es immer bei uns ist, ohne Bürokratie geht es nicht. Die Poltawaer Vertretung wollte sich rückversichern: Da mein Vater in einem anderen Gebiet wohnte, so soll er eine Bescheinigung bekommen, dass er dort kein Entschädigungsgeld bekommen hat und dort auch nicht in der Liste registriert ist. Eine Bescheinigung also, dass er kein Betrüger ist und nicht die Absicht hat, sich zweimal „*vergolden*“ zu lassen. Ich sagte ihm davon kein Wort, denn ich wusste, er würde sich schrecklich beleidigt fühlen. Ich schreibe selbst an die entsprechende Vertretung in Sumy. Und ich bekomme von dort die Antwort: Da er im Gebiet Sumy nicht angemeldet ist, so haben wir mit seinen Papieren nichts zu tun und auch keine Absicht, eine solche Bescheinigung anfertigen zu lassen; ihre Poltawaer Vertretung soll uns nicht mit unnötiger Papierarbeit belästigen. Nach dieser, nicht besonders delikatsten Antwort, hielt die Poltawaer Vertretung die gewünschte Bescheinigung für lebenswichtig. Endlich war ich am Ziel, aber erst nach viel Zeitaufwand und bürokratischen Kämpfen. Und das Wichtigste: Der Termin für die Anmeldung der Zwangsarbeiter lief bald ab. Doch es kam noch schlimmer: Es ergab sich, dass der Vater bei der Umsiedlung seinen Pass verloren hatte und deshalb den Fragebogen nicht ausfüllen konnte. So begann er,

sich in seinem Hlynsk-Ostriw um einen neuen Pass zu bemühen. Er ließ sich fotografieren, dann erklärte man ihm im Dorfrat, dass das Foto nicht schwarz-weiß sein darf, sondern farbig sein muss. Und er musste dann wieder lange warten, bis aus der Stadt ein beauftragter Fotograf kam! Als das Foto endlich fertig war, meldete man, dass der Vater für Rundfunk (er funktionierte nie) und Grundstück viel Geld geborgt hat, das er erst zurückzahlen müsse! Jeden Tag humpelte mein Vater auf Krücken (er hatte Wirbelsäulenschmerzen) den langen Weg zum Dorfrat, die Probleme wollten aber kein Ende nehmen. Genauso wie die Ausgaben für deren Lösung. Endlich bekomme ich alle Papiere und seinen Pass. Ich fahre nach Poltawa, erledige die Formalitäten. Vater weiß Bescheid: Sobald das Geld bei der Bank in Kobeljaki eintrifft, muss er sofort kommen. Und dann, wie Donner aus blauem Himmel: Man hört mit Auszahlungen auf! Ich will hier nicht über diese heikle Geschichte sprechen: Sie ist bekannt – die Bank in Kiew hatte das Geld der Zwangsarbeiter gestohlen... Von Juni bis November las ich in Vaters Briefen zwischen den Zeilen mal Verzweiflung, mal Hoffnung:

*... ich glaube nicht, dass ich das Geld bekomme. Würde es doch gelingen, so hätte ich es weise verteilt ... Du hättest von mir einen Teil bekommen, als Dank für Deine Bemühungen, einen Teil würde ich zur Sparkasse bringen, einen Teil würde ich für meine Gesundheit nutzen.
... gesundheitlich geht es mir schlechter. Zu allem, was mich geplagt hat, kamen noch Schmerzen in der Wirbelsäule, in der Nacht leide ich an Krämpfen in den Beinen...
... lege – falls möglich – eine Rasierklinge dem Brief bei, ich will nicht so ungepflegt herumlaufen. Im Dorf werden sie nicht verkauft.*

... für den Winter brauche ich nichts. Filzstiefel, das ist das Wichtigste, habe ich noch. Aus alten Kleidern kann ich schicke Hausschuhe, Schuhe, Handschuhe, Mützen nähen... Mit eigenen Händen.

... ich hatte nie Probleme mit der Wohnung gehabt. Als Lehrer bekam ich überall eine Wohnung. Und so habe ich mein ganzes Leben lang ohne eigenes Dach gelebt. Inzwischen haben andere Menschen wie Schwalben ihre Nester gebaut, Grundstücke erworben. Jetzt haben sie Eigentum. Ich bin aber über Bord. Zu dieser Situation hat der Dienst zugunsten der Proletarier aller Länder geführt.

... auf einmal verschwand Zucker in unserem Geschäft, keine Möglichkeit einzumachen, Früchte fallen zu Boden und verfaulen. Unsere Kolchose hat aber mit dem Zuckerrübenanbau aufgehört. Was meinst du dazu? Wirtschaftet man im Gebiet Poltawa anders?

... Töchterchen, hätte ich Geld, so würde ich Journalisten-Lotterien kaufen. Man sagt, es ist ein schneller Weg, reich zu werden. Was meinst Du?

... ich habe die Rente der letzten drei Monate noch nicht erhalten. Zusammen macht das mehr als 100 Griwna. Für manche bedeutet diese Summe nichts, für mich ist es aber sehr viel. Man sagt mir hier, dass ich Glück habe, weil ich meine Rente vom Gebiet Poltawa bekomme. Man überweist das Geld manchmal mit Verspätung, aber komplett. In Sumy teilt man es in 60 und 40 Prozent ein.

... in einer Zeitung habe ich gelesen, dass die Zwangsarbeiter vor den Banken täglich Streikposten stehen. Vielleicht erreichen sie damit etwas. Aber wer braucht mich hier in diesem Ostriv?

... ich habe von Dir ein Paket mit Medikamenten bekommen. So werde ich jetzt leben! Ich lese die Beipackzettel und freue mich. Besonders über die Salben. Ich repariere den Ofen, ich will im Winter gut heizen.

... Saschko (Sohn aus zweiter Ehe) will jetzt mit seiner Familie separat wohnen, ohne mich. Wozu brauchen sie einen Gnadenbrot-Empfänger, einen armen und dazu kranken. Sie gingen, haben alles mitgenommen...

... noch nie war das Leben so schwer für mich. Manchmal empfinde ich Hoffnung, manchmal Verzweiflung. Dieses Geld könnte mich retten, vielleicht wäre dann Saschko mitleidiger mit mir.

... meine Nächte sind lang und schlaflos. Ich erlebe mein Leben noch einmal – in Gedanken. Aber ich kann keine Verbindung zwischen mir von einst und von heute finden. Ich denke, ich habe ein paar Mal gelebt. Das eine Leben endete mit dem Tod von Mama Pascha. Du erinnerst dich wohl, ich hörte mit der Tätigkeit in der Schule auf. Ich arbeitete zuerst auf einer Baustelle und hatte das erste Mal im Leben zwei freie Tage pro Woche. In der Schule hatte ich keine. Außerdem verstand ich, dass es unter einfachen Menschen mehr Herzlichkeit und Güte gibt, als unter Intelligenzen. Niemand erniedrigte jetzt meine Würde. Und dann wollte ich noch mehr haben – ich wollte in die weite Welt reisen, um alles Schlechte und Peinliche vergessen zu können. Ich hatte immer Reiselust, wollte die Welt kennenlernen... Meine „Romantik“ endete in Kasachstan, in der weißen stummen Welt von Tienschan. Ich war übergücklich, als ich am Fuß des Semenow-Gletschers stand und den silbernen, weiten und ewigen Chan-Tengri sah. Ich stieg hoch über die Wolken, in den Kristallhimmel, und unten huschten Blitze. Es war unvergesslich, wunderbar. Aber nach solchen Erlebnissen zieht es einen wieder zu den Menschen, zum Irdischen, in die Heimat. Von dieser Expedition konnte ich auch nicht zurückkommen. Ich war ja als Skorpionjäger in die Gruppe aufgenommen worden. Es war ja lebensgefährlich. Vielleicht wäre es besser... Aber welche Tagebücher brachte ich von dieser Expedition mit! Warum habe ich sie Dir nicht gegeben? Später arbeitete ich in Ostriv als Futterbeschaffer in einer Farm, nach einem Jahr als Farmleiter. Damals trank ich keinen Alkohol. Und dann schlitterte ich wieder nach unten, es war schon Trägheit. Du hast mich unterstützt, organisiertest eine Unterkunft für meine Familie in Kobeljaki. Das war mein letzter Versuch. Und schon bin ich wieder in Ostriv wie im Asyl...

... ich weiß, dass nichts von Dir abhängt, du hast alles unternommen, was in Deinen Kräften stand. Mir bleibt nur, Deinen klugen Kopf zu küssen und dann zu sterben.

... zum ersten Mal im Leben hänge ich vom Geld ab. Ich konnte immer ohne Geld auskommen und war stolz darauf. Deutsche haben aus mir wieder einen Sklaven gemacht. Obwohl sie nicht schuldig sind. Saschko besuchte mich, fragte nach dem Entschädigungsgeld. Sie brauchen Geld, um das Haus zu kaufen. Was sollte ich ihm sagen?

... ich blieb allein in der Zeit, in der ein Mensch – wie nie zuvor – eine Familie braucht. Vielleicht habe ich ein solches Schicksal verdient. Seit Saschko geheiratet hat, braucht er mich nicht mehr. Und er war immer meine Hoffnung...

... im Traum sah ich unsere Hütte in Nowa Greblja. Nicht zerstört wie jetzt, sondern ganz neu. Und eine fremde Stimme sagt: „Klopfe nicht an, die Tür steht offen...“

... alles, was war, ist wie ein Trugbild. Aber manches bleibt fest im Gedächtnis. Ich sehe Dich und Wajla Hand in Hand herankommen und mir in die Augen sehen: „Vati, dürfen wir den Hügel besteigen?“ Ich denke daran und Tränen laufen über meine Wangen. „Gebt. Aber kommt bald zurück...“

Erwartung, Emotionen und Krankheit waren unerträglich. Der Vater konnte nicht begreifen, wie es möglich sein kann: Feinde haben gegeben und unsere haben gestohlen. Er starb plötzlich, einige Tage vor dem Neujahrsfest 1998. Und gleich nach der Beerdigung kam das Telefonat aus der Bank: „Mykola Oleksandronytsch Owdijenko darf mit dem Pass in die Bank kommen. Das Geld ist da!“

Warum, warum nicht eine Woche früher?

Die Entschädigung bekam Vaters Sohn Saschko. Meine Schwester und ich verzichteten auf dieses bittere Erbe.

Heute bereue ich es. Vielleicht hätte ich am Anfang dieser Auszahlungen, als alles gut funktionierte, mit dem Vater nicht viel über die Moral dieser Prozedur polemisieren, sondern die Initiative ergreifen sollen? Vielleicht würde er dann diese Welt ohne Bitterkeit im Herzen verlassen haben, sondern getröstet mit dem von ihm so benötigten Geld?

Ich weiß, dass nicht nur mein Vater einen solchen Leidensweg zurücklegen musste. Ich kenne viele Menschen, die in der Heimat keine entsprechenden Bescheinigungen aus Archiven bekommen konnten.

Die benötigten Papiere hatte für sie der bei uns schon gut bekannte Willi Waibel in Deutschland besorgt. Er hat dort nach den Gräbern der Verstorbenen und nach Geburtsurkunden der dort Geborenen gesucht. Und gefunden. Kennt ihr vielleicht jemanden unter unseren Landsleuten, der sich so viel um die Probleme fremder Menschen kümmert? Strengt euch nicht an – hier gibt es solche Menschen nicht!

... Den neuen Pass, den der Vater kurz vor seinem Tod mit so vielen Bemühungen erworben hat, konnte er kein einziges Mal benutzen. Saschko brachte ihn, wie es sich gehört, in den Dorfrat, mit dem Farbfoto des Vaters. Ihm kam nicht der Gedanke, dieses Foto herauszulösen. Vaters Augen sind darauf so müde und traurig wie die eines Menschen, der alles schon verloren hat. Der Pass wurde vernichtet – mit solchen Augen lebt man nicht!

...Wir sehen uns nicht in den kommenden Zeiten. Aber wir haben eine gemeinsame Vergangenheit. Und ich öffne wieder „*Unsere Geschichte*“.



Absolventen der Lehrfachschule - Mykola (zweiter v.l. dritte Reihe)



Mein Vater (dritter v.r. untere Reihe) unter Lehrer und Schülern
- Nowa Greblja 1955 -

1. Вуризок з...
2. пропосеред...
3. Кошів менив

„Unsere Geschichte“ 1956–1958

29. März

Schnee. Schneewirbel. Die Frühlingsferien wurden verlängert.

30. März

Plötzlich scheint die Sonne, es wird Frühling. Ich besuchte in Hlynsk ein Seminar für Geschichtslehrer.

13. März

Wir haben heute den Film „Iwan Browkin“⁴⁸ gesehen.

1. April

Ich lese Werke von Jack London.⁴⁹ Es ist mein Lieblingsthema – Wanderungen, Welteroberung.

10. April

Heute bin ich 34 Jahre alt geworden. In der Schule leitete ich den „Tag der Vögel“. Ich komponierte auf Bitte der Agitationsbrigade ein kleines Liedchen, das im Duett gesungen wird.

1. Mai

Mila feiert heute ihren 8. Geburtstag. Ich schenke ihr eine schöne Ausgabe des „Faust“.

3. Mai

Ich war nicht zu Hause. Pascha will nach Lypowe fahren. Wir haben es lange geplant, Nowa Greblja zu verlassen, aber gemeinsam. Jetzt ist aus ihrer Liebe Zorn geworden, sie will mich weder sehen noch hören. Ich muss gestehen, ich habe schändlich Wodka getrunken. Nicht mehr, als die

⁴⁸ Dt. Filmtitel: Wanja, das geht zu weit. UdSSR 1955.

⁴⁹ Amerikanischer Schriftsteller von Abenteuerromanen, (1876–1916).

anderen, aber ich war der dümmste dabei. Ich dachte nicht an meine Gesundheit. Beleidigte mich jemand, so begann ich sofort, diese Beleidigung im Alkohol zu ertränken. Aber ich war immer sicher, dass meine Familie mich nie im Stich lassen wird.

4. Mai

Ich lag den ganzen Tag, moralisch zerquetscht. Pascha ist fort. Ich versuche, in mir Zorn gegen sie zu entfachen, obwohl ich weiß, dass nur ich schuld bin. Ich habe geschworen, sie nie zu beleidigen und verteidigte sie in Deutschland, aber hier, zu Hause, ließ ich sie allein mit der Krankheit kämpfen, allein im Umgang mit bösen Menschen, die immer bereit waren, einen „guten“ Rat zu geben. Ich konnte sie auch nicht vor meinen Eltern schützen, die oft nicht gerecht zu ihr waren, mich aber sehr liebten. Alle meine Probleme dachte ich mit Wodka lösen zu können, sie aber war sehr geduldig und bat mich nur, vernünftig zu sein...

5. Mai

Ich bin sehr ärgerlich. Ich war in Hlynsk. Auf dem Rückweg aß ich bei Lutzij zu Abend. Dann war ich, scheint mir, bei Pawlenko, wo auch getrunken wurde. Ich eile nach Hause und freue mich, dass niemand mich sieht. Am Hof von Wassyl Panassowytsch fühle ich mich plötzlich nicht wohl und falle zu Boden.

6., 7., 8., 9., 10., 11., 12. Mai

Ich war sehr krank – progressive Form der vegetativen Neurose. Hände, Füße und die Mitte der Zunge sind teilweise gelähmt. Es gab auch Lungenkrämpfe. Pascha wurde aus Lypowe geholt. Nur sie alleine hatte Mitleid mit mir... Ich legte meinen Kopf ihr auf die Knie und wartete auf den Tod.

O Gott, Du hast noch Mitleid mit uns! Du hast gesehen, wie ich auf dem teuersten Knie lag. Du weißt, dass wir getrennt nicht leben können. Du weißt, dass wir füreinander geschaffen sind. Ich bin Dir sehr dankbar

dafür, dass Du in mir wieder das Leben geweckt hast. Ich bin wie neu geboren. Ich bin schon anders geworden! Ab heute werde ich keinen Alkohol mehr trinken!

5. August

In der Schule in Nowa Greblja bin ich entlassen worden. Im Gesicht von W.M. bemerkte ich Freude. Also, ich habe ihr zu neuen Trümpfen verholfen, und sie darf mich verachten. Sie hatte recht: Die Schule kann ohne mich funktionieren. Jetzt wohne ich mit meiner Familie in Lypowe.

8. August

Ich habe noch keine Arbeit. Zum ersten Mal bin ich so lange nicht tätig und sozial nicht aktiv. Und dabei habe ich mich an den anstrengenden Rhythmus gewöhnt: Unterricht, Seminare, Zirkel, Vorträge, Konzerte, Wanderungen mit den Kindern durch das Heimatland. Ich dachte, ich sei eine kleine, aber für die Gesellschaft wichtige Person. Aber jetzt hat man mich über Bord geworfen, und die ganze Maschine funktioniert dadurch nicht schlechter. Niemand bemerkte, dass es mich nicht mehr gibt. Schade, dass es zwischen den Menschen keine solche Verbindung gibt wie zwischen den Fingern einer Hand. Wird einer geschnitten, so tut die ganze Hand weh. Schwer. Mich trösten Pascha und die Kinder. In unserem Leben sind wieder Liebe und Eintracht. Ich halte mein Wort.

12. August, Sonntag

Zum Zeitvertrieb ging ich zur Station in Talalajewo. Dort ist es etwas lebhafter. Keine Kopeke in der Tasche. So las ich an Zeitungsvitrinen die Zeitungen, hörte mir das Spiel eines Kobsaspielers auf dem Markt an. Ich fühle mich absolut unnützlich.

17. August, Freitag

Ich bin an der Schule in Galkey, Kreis Talalajewo eingesetzt. Zwischen Galkey und Lypowe liegt das Dorf Korinetzke. In unpassierbarem

Schlamm schleppte ich mich zur Schule. Die Hütten sind hier kläglich. Das Dorf wurde von den Deutschen völlig verbrannt – Armut.

12. September, Mittwoch

Seit 12 Tagen bin ich tätig. Ich versuche, mich hier zurechtzufinden. Und bin traurig. In der Schule herrscht jäh Konfrontation: Direktor gegen Lehrer. Oder umgekehrt. Ständige Konflikte. Es gibt nur einige Männer, Frauen sind zu aggressiv. Weder Lehrer noch Kinder sind diszipliniert. Das Niveau der Kenntnisse ist niedrig. Ich habe genug Stunden, auch Klassenleitung in der 7. Klasse. Oh, da muss ich wohl schwitzen. Aber ich gebe mir Mühe. Als Erster habe ich den Plan der Erziehungsarbeit vorgelegt. Ich leite zwei Zirkel – Chorgruppe und Turnen. Davon hat man hier noch nie gehört. Ich bekam Instrumente – Geige und Knopfharmonika – also ich spiele. Pascha und die Kinder sind noch in Lypowe. Ich fahre zu ihnen mit dem Rad, bis ich hier eine Wohnung finde.

15. Oktober, Montag

Ich hatte Streit mit dem Schwiegervater. Ich kam leicht betrunken an und statt stillzusitzen, begann ich, Radau zu machen. Der Schwiegervater wollte mich verjagen. Und ich ihn. Pascha habe ich erklärt, dass es zufällig war, dass ich ganz erschöpft bin durch ständige und immer zunehmende Schulstreitereien. Es gibt ja keine andere Variante.

26. Juli, Freitag, 1957

9 Monate habe ich nicht ins Tagebuch geschrieben. Winter und Frühling vergingen in anstrengender Arbeit. Es gelang mir nicht, mich mit meiner Klasse anzufreunden, und die Kenntnisse sind auch nicht besser geworden. Zwei meiner Schüler wurden exmatrikuliert, vier gelten als absolut undiszipliniert, vier andere sind zurückgeblieben. Ich denke, es war kein guter Ausweg: Mit der Erziehung hat man zu spät eingegriffen. Wir wohnen in einem Schulraum, führen eine kleine Wirtschaft.

23. März, 1958

Ich habe nichts geschrieben, weil man das, was war, kein richtiges Leben nennen kann. Ich habe mich nicht verirrt, sondern übertrieben. Als Folge – Missverständnisse, die ich jetzt vergessen will. Ich bin doch erst 36 Jahre alt...

24. März

Pascha ging gestern noch mit Walja nach Lypowe. Ich habe sie sehr geärgert. Mila spielt zu Hause „Krankenhaus“ mit Freundinnen. Um 3 Uhr wurde ich geschockt: Jetzt verlassen Pascha und Walja das Haus und machen sich auf den Rückweg. Ich zog mich schnell an und ging ihnen nach. Bis Korinetzke taten meine Augen mir schon weh; so habe ich sie angestrengt, um zwei liebe Gestalten auf dem Weg zu erblicken. In einem Kahn fuhr ich über den Fluss (ich bezahlte dafür 1 Rubel) und ging weiter nach Lypowe. Ich hatte kalte Hände, der Fußlappen rutschte und ich spürte Kälte auch in der Ferse. Ich ging in das erste Haus am Rande von Lypowe, um nicht noch mehr zu frieren. Dann kehrte ich wieder zum Weg nach Korinetzke zurück. Ich sah mich um – keine einzige Gestalt. So wollte ich schon nach Galky gehen, aber mich ließ der Gedanke nicht los, dass sie erst jetzt das Haus verlassen würden. So ging ich fünfmal hin und her. Endlich spürte ich, dass ich bald erfriere. Ich sah mich noch einmal um – zwei Gestalten auf dem Weg. Das sind sie! Ich laufe wieder nach Lypowe. Als ich einen Graben am ersten Haus in Lypowe erreichte, sah ich, dass es fremde Menschen sind. Dann begab ich mich, ohne mich umzusehen, nach Galky.

25. März

Frost – 16 Grad C. Ich ging wieder den Meinen entgegen. Bei Korinetzke trafen wir uns. Ich war außer mir vor Freude.

5. April

Es weht von Süden her. Es taut, die Bäche fließen. Im Klubhaus zeigten wir das Stück „Unglückliche“. Ich spielte die Rolle von Hnat.

7. April

Es ziehen Kraniche. Heute besuchte ich Großvater Lukasch, malte ihm ein Bild über dem Bett. Am See sah ich richtige Vogelberge. Ich stand lange da, beobachtete. Wie verschieden sind doch die Vogelstimmen! Das wirkte auf mich wie Balsam.

12. April

Der Direktor wollte heute Abend im Klubhaus ein Konzert veranstalten. Ich versuchte, ihn zu überreden, dass am Vorabend von Ostern niemand zum Konzert kommt. Ich hatte recht. Nur in der ersten Reihe saßen einige Aktivisten. Meine Turner waren leicht gekleidet und froren.

18. Mai

Ich bereitete meine Schüler auf eine Pionierkundgebung in Talalajewka vor. Zu Hause las ich über Prshewalsky, Obrutschow... Oh, wenn ich nur könnte, so würde ich ihre Sache übernehmen!

25. Mai

Heute genoss ich die herrliche Natur, als ich meine Schüler zu einem Wettbewerb im Schießen begleitete. Wir gingen durch einen dichten Wald, hörten das Singen von Nachtigallen, die Stimme eines Kuckucks. Welch eine Schönheit! Heute sind in unserem Dorfpark viele Menschen. Es ist hier so üblich: Man kommt mit dem Essen, ganze Familien sogar, man isst, man spricht miteinander, man singt bis zum Abend. Wie heute... Ich schreibe, und da kommt unsere Katze und schiebt meine Hefte beiseite. Das Tier wollte mit mir spielen, fasste meine Hand, biss sie und lief fort.

7. Juni

Grüner Sonntag. Wir waren in Lypowe und wollten dort Mila für einige Zeit lassen. Aber sie weinte und wollte nicht. In Korinetzke erblickten wir auf Pfeilern große Puppen in Frauenkleidern. So etwas habe ich noch nie gesehen. Ist es wohl eine Tradition hier?

12. Juni, Donnerstag

Ich streiche die Wände in der Schule. Eine schwere und schmutzige Arbeit. Wie viel habe ich hier in den zwei letzten Jahren angestrichen! Mit Pascha habe ich gestritten. Für sie ist am wichtigsten, dass ich nicht mehr trinke. Und ich brauche vieles, um nicht zu trinken. Aber auch hier habe ich keine Freude von der Arbeit. Vielleicht kommen die anderen ohne das aus. Man arbeitet, bekommt Geld. Ich kann so aber nicht. So habe ich schon in Deutschland gearbeitet, als man mich mit einer Peitsche bewachte. Damals träumte ich von ganz anderem – interessante Arbeit, kreative Kollegen, und Verständnis. Nichts habe ich. Und mit Pascha... Ich kann Missverständnisse mit ihr nicht ertragen. Ein Tag in Streit ist schon zu viel für mich.

27. Juli, Sonntag

Seit einem Monat mache ich einen Qualifikationskurs zum Zeichenlehrer in Sumy. Ich habe hier vieles gelernt, besonders, was methodische Fragen und Maltechnik angeht. In der praktischen Arbeit werde ich diese Kenntnisse verwenden. Aber noch mehr hat mir die Arbeit in der Bibliothek gegeben. Ich fand und las hier Bücher, die in einem Dorf nicht zu finden sind. Ich habe jetzt nur 20 Rubel. Für die Heimreise. Ich wollte aber noch Geschenke kaufen.

Kobeljaki 1998

Aus dem Tagebuch meiner Mutter erfahre ich, wie schwach und unentwickelt unsere Medizin war und wundere mich nicht: Es waren doch Nachkriegsjahre. Aber 50 Jahre sind inzwischen vergangen, und es stellt sich heraus, dass der OP-Tisch im Kreiskrankenhaus Kobeljaki, der täglich verwendet wird, noch aus den Kriegsjahren stammt. Etwas jünger sind das Anästhesie- und das Ultraschallgerät, aber auch diese werden schon lange nicht mehr hergestellt. So ist vielleicht unser Krankenhaus eher ein Museum der archaischen Geräte, als eine funktionierende, moderne Klinik. Kein Wunder, dass alle Singener, die zu uns kamen, unangenehm beeindruckt waren – von den Bedingungen, unter denen unsere Ärzte arbeiten müssen. Dabei wunderten sie sich, wie es unserem Chirurgen Oleg Arkadijowytsch Danyletz gelingt, fantastische Operationen durchzuführen und das Leben vieler Menschen zu retten. Im März dieses Jahres besuchte unser Chefarzt, Mykola Melnyk, mit einer Delegation aus Kobeljaki die Stadt Singen und konnte mit eigenen Augen eine moderne, medizinische Ausstattung sehen. Er würde vielleicht vieles opfern, um wenigstens etwas davon in Kobeljaki bekommen zu können...

Zum Opfern gab es aber nichts; im Herbst kam aus Singen ein kostbarer Transport: eine moderne Ausstattung, die von weltbekannten Firmen hergestellt war. Wie immer haben die Singener reichlich gespendet. Und wie immer gab es auch diesmal Probleme mit dem Zoll. Die Deutschen wunderten und ärgerten sich, dass die Zöllner Abgaben für den Transport verlangten, den die Singener als Geschenk in die Ukraine gebracht haben.

Sobald Willi Waibel in Singen die Nachricht erhalten hatte, der Transport sei endlich in Kobeljaki angekommen, kam er mit zwei Landsleuten (W. Siewers und S. Schaible) mit einem Flugzeug zu uns. Sie übergaben die Geräte (darunter auch einen Inkubator für Frühgeborene), sie halfen, diese zu installieren und schulten unsere Ärzte.

Ich habe schon gesagt, daß ich nicht alles nennen will, was noch mitgebracht wurde. Ich sage nur, dass viele Medikamente und Geld darunter waren. Nur über ein Geschenk will ich noch etwas eingehender berichten.

Das Krankenhaus in Kobeljaki hatte große Probleme mit dem Kranken-Transport. Man versuchte, die Menschen in der Stadt dazu zu bringen, Geld für einen neuen Krankenwagen zu sammeln. Aber erfolglos. Ich denke, nicht nur wegen der Armut unserer Menschen, sondern wegen des Misstrauens gegenüber unserer Medizin. Die Singener erwiesen sich aber als humaner, verlässlicher. Sie schenkten dem Krankenhaus einen neuen Volkswagen-Krankentransporter mit einem Sessel und einer Krankenbahre. Man kann sich vorstellen, für wie viele kranke Menschen in Kobeljaki dieser Wagen in kritischen Situationen die Rettung bedeutet. Denn wie man sagt: Rechtzeitige Hilfe bedeutet schon den halben Erfolg in der Behandlung.

„Unsere Geschichte“ 1960 und 1965

11. Januar, Montag

Ich war im Volksbildungsamt des Kreises, bin an die Schule in Lypowe versetzt worden. Keine erwünschte Variante. Die Lage ist hoffnungslos. Ich bereue nichts in Galky. Ich habe viele Kenntnisse und Bemühungen

geopfert, aber niemand hat sie geschätzt. Die Lehrer arbeiten da mit ständigem Angstgefühl. Ich aber kann mich vor niemandem beugen.

12. Januar, Dienstag

Der erste Arbeitstag in der Schule Lypowe. Die Umgebung hat mir gefallen. Aus Galky brachten wir unsere Habseligkeiten, ein Schwein und eine Ziege.

28. Januar

Pascha begann ein großes Bild zu sticken – Mädchen mit Hirsch.

31. Januar

Ich begleitete unsere Lehrer zum Laienkunstwettbewerb des Kreises. Wir haben den 1. Platz gewonnen.

28. Mai

Ich fahre nach Charkow. Es regnet wie immer, wenn ich unterwegs bin. Ich will wieder das Institut besuchen. Diesmal will ich Fremdsprachen studieren.

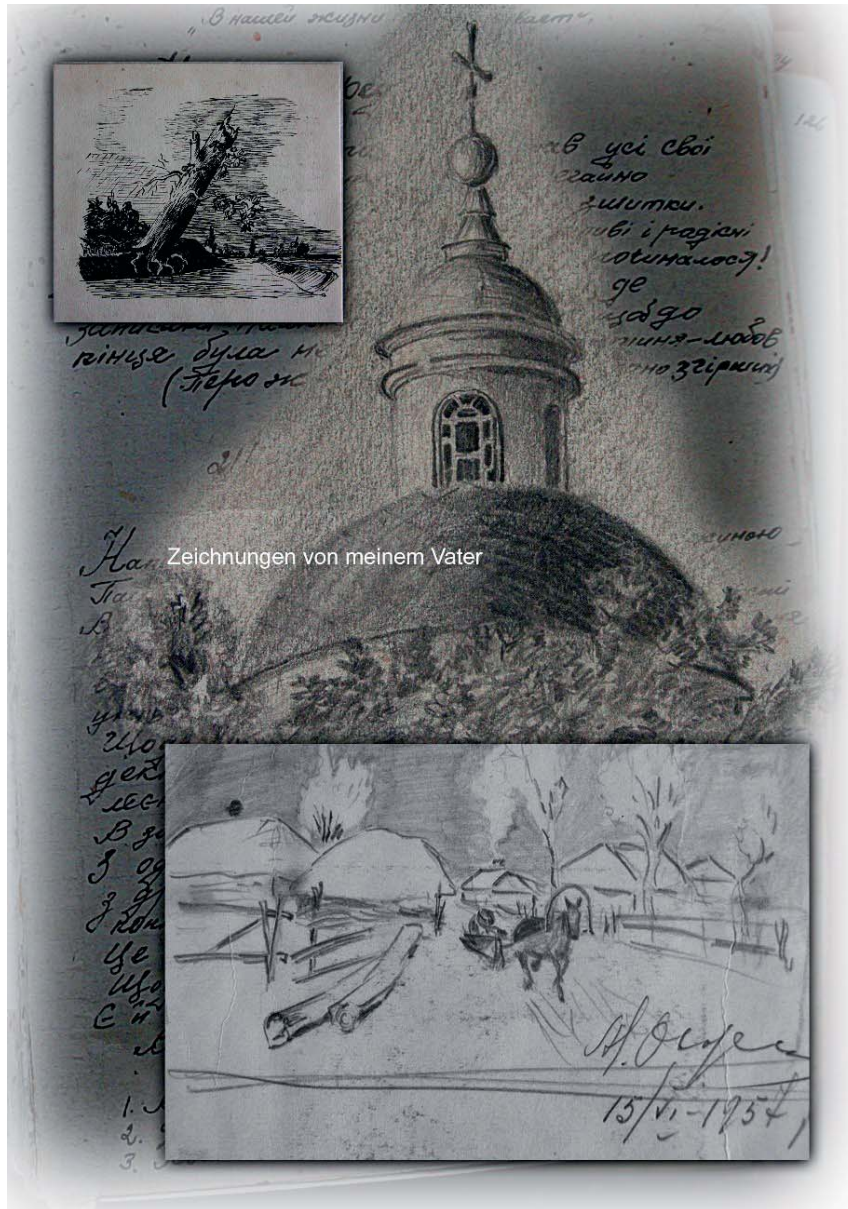
10. Juni

Die Prüfungen sind vorbei. In der ukrainischen Sprache habe ich einen Aufsatz zum Thema „Die kommunistische Partei hat dem Volk Weisheit und Adlerflügel gegeben“ geschrieben. Note 2. In Deutsch eine 1. In Geschichte der UdSSR eine 2. Die Aufnahmekommission wird am 25. Juni entscheiden. Ich fahre nach Hause.

14. Juni

Ich besuche meine Eltern, wundere mich: Das Dorf ist schon elektrifiziert. Es gibt auch Rundfunk. Noch vor kurzem gab es nur einen schmalen Pfad über Lasorycha zum Jaroschivsky-Wald. Noch unsere Großeltern und Urgroßeltern gingen diesen schmalen Weg. Heute braucht man ihn

nicht mehr. Ein Bus fährt zweimal am Tage ins Dorf. Ich kenne ja alle diese Wege nach Jaroschivka, Woloschnivka, Tscheberjaky, Andrijaschivka, Hlynsk, Perekopivka – ich bin da mehrmals zu Fuß gegangen.



Ich bin jetzt schon am Hof. Auf dem Stall sitzt der Vater und repariert das Dach.

29. Juni

Ich bin wieder in Lypowe, helfe Pascha im Haushalt. Sie fühlt sich hier viel besser als in Nowa Greblja, aber es gibt auch manche Probleme. Ich kann nicht länger warten, fahre zur Post nach Talalajewka. Doch! Ich bin aufgenommen! Diesmal werde ich mein Studium nicht aufgeben. Morgen muss ich zum Unterricht. (Später gab es doch noch einen Versuch zu studieren. – L.O.)

1. Juli

Heute erfuhr ich, dass unser Institut jetzt offiziell „Staatliche M. Gorky-Universität zu Charkow“ heißt, Fakultät für Romanistik und Germanistik.

26. Juli, Dienstag

Mein Prüfungsabschnitt ist zu Ende. Ich kaufte heute eine Fahrkarte nach Talalajiwka. Jetzt finde ich keine Ruhe mehr – die Fahrkarte zieht mich mit großer Kraft nach Hause, zur Familie...

28. Juli, Donnerstag

Ich bin zufrieden, dass ich im vorigen Monat Werke von Skoworoda, die noch vor der Revolution herausgegeben wurden, gelesen, und auch die Partitur (täglich etwa 30 Takte) der Kinderoper „Kosa-Deresa“ von Lyssenko abgeschlossen habe. Jetzt werde ich mich bemühen, diese Oper in der Schule aufzuführen. Mit Interesse las ich auch Vorkriegszeitungen.

Jahr 1965

Alles ist schlimm, schlimmer kann es nicht sein. Ich habe das Universitätsstudium aufgegeben. Arbeite in der Schule in Katschaniwka, Kreis Gadjatsch. Wir wohnen in einem Schulhaus. Ich weiß, dass ich nicht

mehr trinken darf; immer wieder tut mir die Kopfverwundung weh. Pascha! Du hast mich gerettet – wozu?! Sollte ich leben? Besser wäre es, wenn ich damals gestorben wäre oder Selbstmord begangen hätte...

An dieser traurigen Stelle schließe ich „*Unsere Geschichte*“ – weitermachen wäre noch trauriger. Immer mehr Zeilen hat Mutter gestrichen, immer mehr Versprechungen des Vaters. Und klar ist, dass sie nie erfüllt werden... Und immer mehr nähert sich das Finale dieser tragischen Lebensgeschichte, - in drei Jahren stirbt die Mutter...

„*Weshalb soll ich noch leben?*“, wiederhole ich den Vater. Und ich erinnere mich...

Ein Schuss aus dem Krieg

Ich bin überzeugt, wenn das Schicksal dir eine Begegnung schenken will, dann kommen dir alle Engel des Himmels zur Hilfe. Dann werden alle Hindernisse beseitigt, alle Umstände sind günstig, und es finden sich auch Wege...

Auf diese Weise machte ich Bekanntschaft mit Wassyl Prokopowytch Schaforost. Bekanntschaft ist kein passendes Wort. Wir wohnten in einer kleinen Stadt, also wir sahen uns oft. Aber unsere Wege haben sich nie gekreuzt, und wir begrüßten einander nie, wenn wir uns zufällig begegneten. Ich hatte schon einige Vorstellungen von ihm: Ruhig, wortkarg, streng, wie man sagt – alle Knöpfe sind bei ihm zugeknöpft. Im direkten Sinn auch – er trug eine Milizjacke. Mit einem Wort, dieser Mann interessierte mich nicht.

Einmal brachte ich meine Armbanduhr in die Reparatur. Und ich blieb mit offenem Mund stehen: An der Wand tickten etwa

zwei Dutzend verschiedene Uhren. Alle gingen ganz genau. Es schien, der Meister verstand seinen Beruf. Das Wichtigste aber – zwischen diesen Uhren hing mein alter Traum: Eine Uhr, die schlägt! Eine große Uhr, in einem Kasten hinter einer Glasscheibe. Nicht antiquarisch, aber sehr schön. „Zum Verkauf?“, fragte ich den Meister hoffnungsvoll. „Ich verkaufe nicht, ich repariere nur. Aber Sie haben Glück, der Besitzer hat gesagt, dass er sie loswerden will. Sprechen Sie mit ihm.“

Und schon hatte ich ein Zettelchen mit der Telefonnummer von Schaforost in der Hand. Die Versuchung war sehr stark, aber vor meinen Augen stand eine strenge Gestalt, und mein Enthusiasmus nahm ab. Ich telefonierte weder an diesem, noch am nächsten Tag. Am dritten Tag dachte ich an meinen Traum wie an einen unerfüllbaren Traum.

Und plötzlich klingelte das Telefon. Kurz, deutlich:

„Interessieren Sie sich noch für meine Uhr? Kommen Sie: Showtnewa-Strasse 32: Sie kostet 50 Rubel.“

Ich muss erklären: Das war kurz vor dem Zerfall der Sowjetunion: Keine Waren in den Geschäften, alles wurde unter der Hand verkauft, die Preise sehr hoch: 50 Rubel waren genau ein Viertel meines Lohns als Stellvertreterin des Redaktionschefs. Aber ich überlegte nicht lange.

Mein Gott, wie wenig wissen wir von den Menschen, die nebenan wohnen! Wie oft werden hinter einer Gesichtsmaske des scheinbaren Wohlergehens unerträgliche Schmerzen und großer Kummer verborgen. Viele glauben, so hätten sie es im Leben leichter. Ich spreche von starken Menschen. Denn es gibt auch solche, die vor jedem in Tränen ausbrechen und ihre Probleme den anderen aufdrängen wollen.

Wassyl Prokopowytsh hatte Grund, seine Seele in einem Panzer zu halten. Als ich zur Showtnewa-Strasse 32 kam, war er nicht zu Hause. Eine Frau von nicht schätzbarem Alter

fürhte mich zur Hausfrau. Diese lag krank im Zimmer. Wir sprachen miteinander. Ich erfuhr, dass ihre Krankheit chronisch ist und schon viele Jahre lang andauert. Ihre Verwandte hilft im Haushalt, aber die meiste Arbeit macht ihr Mann.

„Ich hatte immer Uhren gern, die schlagen“, gestand die Frau. „Wir haben einige Exemplare. Vor kurzem hat mein Mann eine sehr alte Uhr reparieren lassen. Diese hier ist übrig. Warum nicht verkaufen? Nachts liege ich oft wach und höre, wie die Uhr schlägt. Manchmal sind die Schmerzen unerträglich. Ich muss die Lage ändern, aber ohne Hilfe kann ich mich nicht bewegen. Ich will meinen Mann nicht wecken, er ist so müde nach der Arbeit. So denke ich: Ich kann noch 10 Minuten ertragen. Nach 20 Minuten wird es schon unerträglich. Dann höre ich die Uhr schlagen – 4 Mal. Und ich freue mich: Bald ist Morgen. Dann schlägt sie 5 Mal. Und wenn ich ihn rufe, dann heißt es, ich bin mit meinen Kräften am Ende.“

Wassyl Prokopowytsch ist gekommen. Warum dachte ich, dass er streng ist? Nur müde, erschöpft, gezeichnet von Sorgen!

Die Uhren begannen zu schlagen. Auch die meine. Ich nahm sie, bezahlte. Der Hausherr führte mich zum Vorbau. Ich wollte mich bei ihm noch einmal bedanken und Abschied nehmen. Aber...

„Da es so ist, dass Sie zu mir kamen... Hören Sie bitte zu, ich will etwas erzählen. Ich konnte mit niemandem darüber sprechen... Jetzt aber drängt mich etwas, alles zu erzählen. Setzen Sie sich hier, ich komme gleich.“

Die Bank im Hof war warm von den Sonnenstrahlen. Auf das Tischchen fiel eine in der Sonne gedörrte kleine Birne. Der Baum bot ein wenig Schatten.

Wassyl Prokopowytsch holt aus dem Haus eine Mappe, öffnet sie, nur wenige Papiere liegen darin, jedes Blatt ist an einen Briefumschlag geheftet.

„Vorwort: Vor vielen Jahren habe ich in meiner privaten Bibliothek einen Bildersatz aus dem Museum „Schlacht bei Borodino“ gefunden. Ein Bild beeindruckte mich sehr. Da ist es, sehen Sie: Dieser Mann will sich selbst verkrüppeln. Es gab also einen solchen Vorfall im Jahre 1812. Um dem Feind nicht zu dienen, hackte sich ein gefangener russischer Bauer eine Hand ab – das gleiche, was der antike Held Scaevola auch gemacht hatte. Ich war wie vom Donner gerührt. Dasselbe hat auch mein Vater gemacht, als er nach Deutschland zur Zwangsarbeit vertrieben wurde.

Mein Vater Prokōp Tytonytsch arbeitete immer viel und schwer. In der Kindheit musste er bei einem Gutsbesitzer arbeiten. Da sollte er vieles erleben. Und später, solange er lebte, freute er sich, dass ich, sein Sohn, nicht weiß, was Sklavenarbeit bedeutet. Zu Kriegsbeginn war mein Vater kein junger und gesunder Mensch: Noch im Bürgerkrieg gegen Denikin⁵⁰ wurde er schwer verwundet. Ich sehe noch heute eine lange Narbe an seinem Rücken. Vor der Okkupation bekam der Vater den Auftrag, das Vieh ins Hinterland zu treiben. Als er zurück war, herrschten die Deutschen schon im Dorf. Der Vater wollte zu den Partisanen, aber die hiesigen Polizisten brachten ihn unter Drohung in den Dorfrat und schickten ihn dann nach Deutschland. Vielleicht hätte er nicht gehorchen sollen, aber dann wäre seine ganze Familie in große Gefahr geraten. Ich erinnere mich noch, ich war krank und lag auf einer Bank im Hof. Es war im Mai. Der Vater hob mich auf und sagte: „Tränen sind verboten. Und merk dir, Sohn, zu einem Sklaven werde ich nie!“ Vor dem Dorfrat, wo die Menschen versammelt wurden, wollte er zu ihnen sprechen, aber man verbot es ihm. Nach einem Monat bekamen wir einen Brief aus Allenstein im Ostpreußen von unserem Landsmann O.D. Boretzki, der auch in Deutschland war. Er schrieb, dass der Vater, um nicht für den Feinde zu arbeiten, sich zuerst die rechte Hand abhackte und sich dann erhängte. Dieser Mann hat auch sein Grab gesehen. Die deutsche Frau,

⁵⁰ Anton Iwanowitsch Denikin (1872–1947), russischer Generalleutnant der Weißen Armee, der gegen die Bolschewisten kämpfte.

bei der Vater arbeiten musste, beklagte sich, dass sie das Begräbnis bezahlen musste.

Das ist eigentlich die ganze Information. Nach dem Krieg traf ich diesen Mann ein paar Mal. Er kehrte nach Hause zurück, wohnt im Dorf Horischky, Kreis Tschornuchy. Nichts Neues konnte er mir berichten. Den Deutschen gefiel es nicht, wenn sich die Zwangsarbeiter versammelten: Sie sollten nur wie Vieh schwer arbeiten.

Viele Jahre vergingen. Ich will nicht sagen, dass ich immer daran denke. Aber vergessen kann ich es auch nicht. Mal versuchte ich, die Tat des Vaters zu rechtfertigen, mal warf ich ihm vor, dass er dort nicht ertragen wollte, was die anderen ertragen haben, und er mich alleine ließ. Waren die Umstände so unerträglich oder war er zu stolz? Jetzt haben sich alle diese Gefühle in mir verschärft. Vielleicht, weil ich mich manchmal unter solchen Umständen hilflos fühle. Ich zweifle nicht: Mein Vater ist ein Held. Schade nur, dass niemand seine Tat so eingeschätzt hat. Ein Unbekannter der Schlacht bei Borodino ist in die Geschichte eingegangen, aber ein konkreter Mensch mit Namen blieb unbekannt. Unter diesem Eindruck begann ich, das Grab des Vaters zu suchen. Hier sind meine Briefe und Anfragen. Ich erfuhr aber nur eines: Die Stadt Allenstein heißt jetzt Olschtyn und gehört seit Kriegsende zu Polen. Man hat mir geraten, mich an das Rote Kreuz zu wenden. Da ist die Antwort: Private Anfragen werden nicht berücksichtigt, man soll eine offizielle Anfrage einreichen. Ich verstand: Die Sache ist hoffnungslos. Wäre mein Vater Soldat gewesen, dann würde sein Schicksal vielleicht jemanden interessieren. Er war aber ein einfacher Zwangsarbeiter, und er hat zum Sieg weder an der Front noch im Hinterland beigetragen.“

Wassyl Prokopowytsh klappte die Mappe zu und legte sie neben mich. „Schreiben Sie bitte über meinem Vater. Sie können es. Die Menschen werden es lesen, und es wird eine Gedenkfeier geben! Ich fühle dann Erleichterung. Vielleicht. Entschuldigen Sie, dass ich Sie so aufhalte!“

Vor ein paar Minuten war er so traurig, und schon rafft er sich zusammen und ist wieder streng, offiziell, fremd... Ich habe es geschrieben. Die Zeitung hat diese Geschichte gedruckt. Ich weiß nicht, ob es mir so gelungen ist, wie es Wassyl Prokopowytsch wollte. Aber ich habe mich bemüht. Er meldete sich nicht. Ich wollte mich in sein schweres, privates Leben nicht einmischen. Die Mappe lag lange auf meinem Arbeitstisch in der Redaktion. Ich habe sie noch heute. Ich schreibe diese Zeilen und blättere ab und zu in der Mappe. Diese Papiere kann niemandem mehr zurückgeben: Wassyl Prokopowytsch Schaforost hat sich erschossen! Er fand keinen Ausweg aus seinen Problemen und seinem Kummer. Hundert andere Männer würden hundert Varianten finden. Er kannte aber nur eine Einzige – zu lange kultivierte er in sich das Heldenbild des Vaters: Das war ein Schuss aus dem Krieg! Die Uhr funktioniert nicht. Obwohl ich weiß, dass man sie jederzeit zum Laufen bringen kann. Es ist ja nicht das Herz eines Menschen...

Singen, Februar 1999

Februar. Willi Waibel in Deutschland hat für die Kobeljaker zum 80. Jahrestag der Gründung der Lokalzeitung „Kolos“ [Die Ähre] einen Brief geschrieben. Er wurde in unserer Zeitung gedruckt, hat viele Leser tief berührt und wurde wohlwollend aufgenommen. Von mir ganz zu schweigen – vielleicht zum ersten Mal in vielen Jahren wurde meine journalistische Arbeit geschätzt und öffentlich anerkannt:

„Die Weisheit des Alters: 80 Jahre „Kolos“ in Kobeljaki

Wenn man sich – wie ich – im Herbst des eigenen Lebens befindet, dann ist es eine richtige Bereicherung, sich mit Menschen höheren Alters zu treffen, die in Harmonie mit sich selbst, mit ihrer Umgebung und dem Erreichten sind, und die sich vielleicht im Februar 1999 ihrer 80. Geburtstagsfeier nähern: Was können uns solche Persönlichkeiten schenken, die sich schon auf den Wechsel ins 9. Jahrzehnt ihres Daseins vorbereiten? Ob es sich lohnt, in das Gesicht mit den Falten zu schauen, die von der eigenen Lebensgeschichte zeugen? Ob es sich lohnt, in die Augen zu schauen, die acht Jahrzehnte unserer gemeinsamen Geschichte betrachtet haben?

Ich bin heute absolut davon überzeugt, dass es wert ist, diesen betagten Menschen Aufmerksamkeit und Zeit zu schenken. In erste Linie meine ich jene älteren Männer und Frauen, mit denen mich das Schicksal in der Ukraine, in Kobeljaki, zusammengeführt hat – ein Ereignis, das mich wieder und wieder bereichert.

Was sagen sie uns, was bringen sie uns bei, die jetzt schon 80-jährigen Weisen unseres Volkes? Als sie zur Welt gekommen sind, war gerade der Erste Weltkrieg zu Ende. Ein Krieg, der Million Opfer gekostet hat. Die Deutschen Besatzer überfielen am 2. April 1918 Kobeljaki, einige Monate später wurden sie vertrieben, nach dem Krieg herrschten Hungersnot, Kälte und Zerstörung.

Die politischen Veränderungen und die Diktatur haben das Volk geprägt. Ein Teil der Bürger hat davon profitiert, andere waren dadurch gedemütigt. Mit den besten Absichten haben viele Menschen ihrem System gedient, das große Ziele verkündete. Und danach kam schon wieder ein grausamer Krieg. Erneut erschütterten großes Leid und Kummer Ukrainerinnen und Ukrainer, vor allem jene, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt wurden. Wieder waren meine Landsleute Besatzer in Kobeljaki. Am 15. September 1941 waren die heute 80-jährigen jung und voller Hoffnung auf ein glückliches Leben, stattdessen wurden sie vom Schicksal heimgesucht. Aber auch die Deutschen haben

leiden müssen, und ihre Mütter verloren Söhne, die ebenfalls jung auf dem Schlachtfeld, weit weg von der Heimat, sinnlos starben. Gegenseitiger Hass und Rachsucht haben uns blind gemacht und vergessen lassen, dass wir Kinder eines Schöpfers sind.

Als der Krieg zu Ende war, haben die heute 80-jährigen in Ihrem und in meinem Land hart gearbeitet, um die Wunden dieses Elends schneller zu heilen. Dafür hat man viele Jahre gebraucht.

Und da haben es die Deutschen schon wieder gewagt, in Kobeljaki zu erscheinen. Ja, genau, gewagt. Mit einem zwiespältigen Gefühl aus Freude und Angst betraten wir am 12. Juli 1991 nicht als Besatzer, sondern als Friedens- und Verständigungsbotsen die ukrainische Erde. Wir wollten uns vor allem mit den früheren Zwangsarbeitern treffen, um die Schuld unserer Landsleute wieder gutzumachen. Wir waren die Deutschen, die zum ersten Mal ohne Waffen hierbergekommen sind. Unsere Hände waren für den Händedruck und unsere Herzen für die Freundschaft offen. Und es geschah so plötzlich: Viele Menschen in der Ukraine und besonders in Kobeljaki haben unsere aufrichtige Initiative erwidert, vor allem diejenigen unter ihnen, die jetzt kurz vor ihrem 80. Jubiläum stehen. Und obwohl die schweren Lebenserfahrungen auf ihren Gesichtern tiefe Spuren hinterlassen hatten, obwohl sie viel leiden und durchmachen mussten, sind sie über sich hinausgewachsen, und sie haben im Namen ihrer Kinder und Enkel einer Versöhnung zugestimmt und uns gastfreundlich empfangen: Die Weisheit des Alters!

Aber wir verstehen gut, dass es auch alte Menschen gibt, die ihre Feindseligkeit nicht überwinden können. Vielleicht stehen ihnen zu schmerzhaften Erinnerungen im Weg, oder sie glauben einfach nicht an unsere guten Absichten.

Ihnen allen bringen wir die gleiche Achtung entgegen.

Mein sehnlichster Wunsch ist es, diesen Männern und Frauen Vertrauen und Zuversicht zu schenken: Verstehen Sie, wenn wir uns versöhnen, dann haben es unsere Kinder und Kindeskinde leichter, im gemeinsamen

Europa mit gleichen Rechten zu leben! Schon deswegen lohnt es sich, Einstellungen, Ambitionen und schmerzhaftige Erinnerungen aufzugeben. Aber nicht nur Menschen werden 80 Jahre alt. Heute feiert in Kobeljaki auch die Zeitung „Kolos“ ihren Geburtstag. Man sollte bedenken, wie eng der Weg dieser Zeitung mit dem Lebensweg der gleichaltrigen Menschen verflochten ist! Aufstiege und Stürze waren die ständigen Begleiter der Menschen und der Zeitschrift, und die Journalisten hatten es nicht leicht, unter den Bedingungen der politischen Diktatur zu arbeiten. Jetzt ist die Zeitung in eine andere, eine wirtschaftliche Abhängigkeit geraten. Aber trotz all dieser Bitternisse sehe ich in ihr die Weisheit der Reife, ein klares Verständnis ihres Ziels, eine überlegte Behandlung entscheidender Fragen sowie den flammenden Wunsch, eine Brücke zu werden, die die Gedanken und Herzen der Menschen vereint.

Was den Brückenbau des Verständnisses zwischen Kobeljakern und Singenern betrifft, hat „Kolos“ eine großartige Arbeit geleistet! Ohne deren Publikationen wäre die Freundschaft zwischen den Deutschen und Ukrainern unvollkommen. Ludmilla Owdijenko hat als Chefredakteurin dieser Zeitung und als Seele dieser Publikationen nach besten Kräften alles getan, damit wir, die Vertreter früher feindlich gesinnter Staaten, einander zugehört und verstanden haben. Ich wünsche der Zeitung „Kolos“, ihrer Redakteurin Ludmilla Owdijenko und dem ganzen Team alles Gute! Möge die Zeitung „Kolos“ auch weiterhin die Gipfel der Weisheit erlangen! Die herzlichsten Wünsche senden auch der Oberbürgermeister Andreas Renner und alle Bürgerinnen und Bürger unserer Heimatstadt Singen, vor allem natürlich diejenigen, die mindestens schon einmal den langen Freundschaftsweg in die Ukraine, nach Kobeljaki, gemacht haben.

Unser Geschenk zum Jubiläum ist unsere Versicherung der Freundschaft und Zusammenarbeit, die sich auch weiterhin stärken und weiterentwickeln wird.

Wir werden den Kobeljakern gern helfen, die Schwierigkeiten des wirtschaftlichen Aufbaus zu überwinden, und es wird kein Almosen, sondern ein Zeichen der freundschaftlichen Unterstützung sein.

*Danke „Kolos“!
Danke Ludmilla Owdijenko!“*

Nach zwei Monaten war Willi Waibel schon wieder in Kobeljaki.

Kobeljaki, Mai 1999

Stellt euch folgende Situation vor: Die deutschen Wohltäter bringen Medikamente in die Ukraine – kostenlos! Im Flughafen Kiew-Boryspil wartete ein Wagen aus Kobeljaki auf sie. Aber zuerst musste man die Kisten zum Wagen transportieren. Kein Problem: In allen Flughäfen der Welt gibt es Gepäckwagen. Bei uns auch. Sogar kostenlos. Aber hier erschienen durchtriebene Schelme und verlangten von den Deutschen 2 Dollar. Kein großes Geld natürlich. Aber aus welchem Grund? Diese Burschen überlegten ein wenig und nannten schon einen anderen Preis: 20 Dollar. Dass es gesetzwidrig ist, interessierte sie überhaupt nicht. Die Deutschen waren über diesen dreisten Abzockversuch sehr empört; sie nahmen die Koffer und brachten selbst das ganze Gepäck ohne Gepäckwagen zum Auto.

Mit diesem unangenehmen Zwischenfall begann diesmal für Willi Waibel, Udo Wegenast und Ekkehard Albrecht der Aufenthalt in Kobeljaki. Später betonte Willi Waibel in einem Gespräch, was ihn an dieser Geschichte besonders beeindruckt hat: *„Bei uns würden diese Burschen die Arbeit verlieren. Bei euch bleiben sie ungestraft. Das heißt, das Böse kann weiter aufblühen, die Erpressungen in kleineren Dingen machen den Weg für die größeren frei.“* Der Leser kann denken: Bei den Deutschen ist es vielleicht

anders, bei uns aber umgekehrt: Alles beginnt von oben zu verfaulen...!

(...) Ich erinnere mich an seine Reaktion bei einem Zwischenfall in Singen. Einmal erzählte eine der Zwangsarbeiterinnen, dass sie kurze Zeit in einem Betrieb in Singen gearbeitet hat. Der Besuch dieses Betriebes stand nicht auf dem Programm unseres Aufenthaltes. Dann schlug Willi Waibel vor, dass er uns mit seinem eigenen Wagen dorthin fährt. Aber wir hatten Pech. Es war Sonntag, das Tor war geschlossen, ein Mann kam uns entgegen und erklärte, dass wir nicht in den Hof dürfen. Vergeblich versuchte Willi Waibel ruhig – aber beharrlich – zu erklären, wie wichtig es sei, und er zeigte dabei auf die aufgeregte Ukrainerin – der Mann kehrte sich um und wiederholte sein „Nein“.

Willi Waibel war damals sehr böse, obwohl er seine Emotionen zu verbergen versuchte. Er sagte: *„Das ist keine Frage der Erziehung, sondern der Moral. Sehr oft erkennen wir nach solch einem frechen Benehmen, nach der Bereitschaft, Erniedrigungen zu dulden, Menschen, die lange Zeit im System der DDR großgeworden sind. Wir sind eine Nation, aber wir müssen uns erst aneinander gewöhnen. Und müssen natürlich gegen negative Erscheinungen kämpfen! Nehmen wir diesen Fall: Der Betrieb ist nicht geschlossen, aber die Wache hat ihre Rechte übertrieben und dadurch Respektlosigkeit und Missachtung demonstriert. So etwas darf man nicht einfach hinnehmen, ich lasse es nicht dabei.“*

Eine Bemerkung zum Thema: In meiner Vorstellung war die DDR immer ein Synonym für Wohlergehen und ein hohes Lebensniveau. Aber vor kurzem, während eines Gesprächs mit Andreas Renner, gab ich diese Illusion auf. Als ihn jemand von uns fragte, was die Vereinigung Deutschlands gebracht hat, antwortete er: *„In der nationalen Frage haben wir keine Missverständnisse. Aber es gibt sehr große ökonomische Probleme. Die*

DDR, auf deren Territorium 50 Jahre lang Sozialismus betrieben wurde, ist dadurch zu einem zurückgebliebenen Land geworden. Jetzt müssen wir alle Ressourcen dort einsetzen, um die Produktion zu entwickeln, ihre Qualität zu erhöhen, die Arbeit der Menschen besser zu bezahlen. Aber für diese Reorganisation und für den Ausgleich der Wirtschaft brauchen wir mehr als zehn Jahre.“

Im Vergleich begreift man manches besser. Aber zurück zu unseren Kisten. Hätten die Mitarbeiter von Boryspil gewusst, wie die Kinder in Kobeljaki auf diese Medikamente warten, würden sie sich vielleicht nicht so schamlos benommen haben. Es handelte sich um das so sehr erwünschte Insulin, das in der Ukraine nicht zu finden war. Unsere Endokrinologen konnten mit ihm umgehen, aber die Konsultationen eines Fachmanns auf dem Gebiet der Zuckerkrankheit, des Internisten Dr. Udo Wegenast waren sehr erwünscht. Der Gast aus Deutschland organisierte eine Schulung für Ärzte und Patienten. Letztere hat er optimistisch gestimmt, als er sagte, dass er selbst auch an dieser Krankheit leidet. Die Menschen wurden lebhafter. Nicht, weil er auch krank war, nein: Ihnen gefiel es, dass der Internist gesund, gut gestimmt und munter aussieht! Das bedeutet, dass man auch mit Diabetes normal leben kann und sich nicht unglücklich fühlen muss. Udo Wegenast bestätigte das: Hauptsache ist – die richtige Behandlung, Vorbeugung und keinesfalls Verzweiflung! In Deutschland können zuckerkrank Menschen sehr alt werden!

Bis jetzt fand Willi Waibel für die Städte-Partnerschaft bei seinen Freundinnen und Freunden in Kobeljaki Unterstützung, vor allem bei den ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Im Mai 1999 wurden auch die Kriegsveteranen aus dem Dorf Radjansk seine Freunde. Deutsche Gäste hatten mit ihnen ein Treffen am Dnjepr organisiert, dort, wo im Krieg schwere Schlachten

stattgefunden hatten. Und sie verstanden einander gut. Zusammen tranken sie ein Glas Wodka zum Andenken an diejenigen, die hier ums Leben kamen. Und ein zweites Glas darauf, dass Deutsche und Ukrainer nie mehr aufeinander schießen. Und ein drittes Glas auf die Gesundheit der lieben Frauen und der leidenden Mütter.

Lypowe – Ostriw – Kobeljaki 2000

Vor vielen, vielen Jahren glaubten meine Eltern, dass sie immer zusammen sein werden: auf der Erde und im Himmel! Über den Himmel weiß ich nichts. Was aber die Erde angeht, so besuche ich ihre Gräber auf zwei weit auseinanderliegenden Friedhöfen. Es ist zwar dieselbe Richtung, eine Straße, die durch gut bekannte Orte aus meiner Kindheit führt: Lochwytzja, Andrijaschiwka, Perekopiwka, Romen, Talalajiwka... Von dort bin ich eben zurückgekehrt. Ich wanderte, erinnerte mich, weinte...

Inzwischen wurde in Kobeljaki eine weitere Delegation aus Deutschland empfangen. Diesmal kamen mehrere Gäste. Unter ihnen war, schon zum zweiten Mal, Oberbürgermeister Andreas Renner. Und was Willi Waibel anbetrifft, so kann ich nicht mehr genau sagen, wie viel Mal er schon bei uns war. Die Gäste brachten eine freudige Nachricht für ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter: Sie werden eine Entschädigung bekommen, dafür hat die deutsche Stiftung „*Erinnerung, Verantwortung, Zukunft*“⁵¹ gesorgt. Wenn jemand von den damals Verschleppten inzwischen gestorben ist (nach

⁵¹ Die Stiftung wurde im Jahr 2000 mit dem Ziel gegründet, ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu entschädigen. Sitz der Stiftung ist in Berlin: www.stiftung-evz.de

dem 16. Februar 1999), dann können die Verwandten das Geld bekommen. Deshalb kamen alle, die nur konnten, zu dem Treffen mit den deutschen Gästen. Es waren die Menschen, die auch 1991 zu einem ähnlichen Treffen erschienen waren. Aber jetzt waren ihre Gesichter nicht düster und misstrauisch, sondern offen und mit Dankbarkeit in den Augen. Viele kamen auf die Bühne, um wenigstens ein paar herzliche Worte zu sagen. Unter diesen war auch die – vielen bekannte – Frau Tina Popkowa. (Mir gefällt diese Frau, sie ist Altersgenossin meiner Mutter. Ich berichte über sie später.)

... Ich saß im Saal und schaute auf ehemalige Zwangsarbeiter, die sich jetzt viel sicherer fühlten, und ich dachte an meinen Vater, der, wenn er drei Jahre länger gelebt hätte, auch 5.000 DM erhalten würde, wie alle, die für die faschistische Wirtschaft arbeiten mussten: Eine irreal, phantastische Summe für ihn.

Sein Tod war viel realer. Er und meine Mutter sind schon dort, wo das Geld nichts bedeutet, wo Dollar, Deutsche Mark, Griwna soviel wert sind wie welke Blätter des vergangenen Herbstes...

Optimistin Tina Popkowa

Ich denke, die Menschen sind von Geburt entweder Optimisten oder Pessimisten nicht durch ihre Lebenserfahrung. Deshalb verlieren die einen auch in schwierigen Situationen ihren Mut nicht, sie lächeln immer, – auch wenn sie Schmerzen haben. Die anderen aber essen sogar Honig mit saurer Miene und belästigen ihre Mitmenschen mit ihren Problemen.

Tina Andrijwna Popkowa ist eine Optimistin. In jeder schlechten Situation sieht sie ein glückliches Ende – wie in indischen Filmen. Sie glaubt an hohe Ideale und an ehrliche Politiker. Die Vergangenheit ist für sie heilig, man darf sie nicht zerstampfen. So sieht sie besonders auch die Jahre, in denen sie im Kreis Kobeljaki die Seidenherstellung leitete: Für diese Tätigkeit wurde sie mit der Medaille „Für Arbeitsverdienste“ ausgezeichnet. Sie orientiert sich schlecht in der heutigen Situation – in der „Sternstunde“ der „neuen“ Ukrainer. Ihr Vorbild ist der arbeitende Mensch von gestern, dem das modische Wort „Business“ noch unbekannt war.

Tina Andrijwna ist eine Frau ohne Alter. Man braucht nicht in ihren Pass zu schauen – es ist nicht wichtig, was darin steht. Trotz der Jahre ist ihr Lachen jung, sie trägt einfache Kleider, die vor 20 Jahren genäht wurden, kokette Hütchen, unter denen blonde Locken wie Gold glänzen. All das steht ihr sehr gut. Sie ist eine richtige Vertreterin des Frauengeschlechts und bleibt es auch für immer.

Tina Andrijwna ist sehr sparsam, nur für die Presse gibt sie reichlich aus. Sie abonniert einige Zeitungen und reagiert energisch auf Berichte, mit denen sie nicht einverstanden ist. Sie ist Glücksspielerin und gewann vor kurzem einen Kasten Bier bei der Zeitung „*Stimme der Ukraine*“. Und jetzt gibt sie das Geld aus, um das Bier geliefert zu bekommen. Ihre Ferngespräche mit der Redaktion kosten wohl mehr als das gewonnene Bier, aber für Tina ist nicht das Bier wichtig, sondern das Prinzip. Mit der Redaktion von „*Kolos*“ ist Tina mehr als 40 Jahre befreundet – als Leserin und Autorin. Sie schreibt über alles, was ihr Herz bewegt, und sie fühlt sich nicht beleidigt, wenn wir nicht alle ihre Berichte drucken.

Ich persönlich sympathisiere mit Tina Andrijwna, mir gefällt alles, was ich oben aufgezählt habe. Mich berührt ihre gute,

wahre und etwas naive Welt, in der sich ihre Seele so gut fühlt, frei von Bosheit, Neid, Klatscherei. Einmal habe ich versucht, zu erfahren, aus welcher Quelle sie ihre Kräfte und Energie schöpft, um anderen Menschen gegenüber immer so herzlich und freundlich zu sein. Ich verstand, dass Optimismus ein angeborener Charakterzug ist, eine Gottesgnade, wie Talent, Würde oder Edelmut. Geboren wurde das Mädchen Tina – Vollname Kostantina – 1923 in Kobeljaki in der Familie von Jelyzaweta und Andrij Popkow. Ihre Eltern wurden in der Mykolai-Kirche getraut, die 1937 von der Sowjetmacht zerstört wurde; dem Volk wurde damals jahrelang Atheismus eingepaukt. An der Stelle, wo einst die Kirche stand, errichtete man ein Lenin-Denkmal⁵². Was daraus wurde, wisst ihr!

Tinas Vater war 10 Jahre älter als die Mutter, lebte aber 20 Jahre länger. Er starb im Gehen genau an der Stelle, wo früher die Kirche stand. Als ob er hierher wie zur Beichte gekommen sei, vielleicht hat er sein Ende gespürt. An der Front wurde er zum Invaliden, er lebte aber mit großem Optimismus, den er seiner Lieblingstochter als Erbe vermachte. Der Krieg zerquetschte die Familie Popkow wie einen Panzer. Andrij Grygorowytch fuhr unter den ersten mobilisierten Landsleuten an die Front. Als Kobeljaki besetzt wurde und die ersten Züge mit Jugendlichen – als Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter – nach Deutschland fuhren, geriet unter diese auch der 16-jährige Bruder Swjatoslaw Popkow. In Deutschland musste er täglich unter Bewachung zu einem Betrieb gehen, wo Bomben hergestellt wurden. Der Junge versuchte zu fliehen. Dafür hat man ihn in ein KZ geschickt. Nach Plagen und Krankheiten völlig erschöpft, wurde er entlassen und kam nach Hause, um

⁵² Das Lenindenkmal in Kobeljaki – und an vielen anderen Orten in der Ukraine - wurde im Februar 2014 im Rahmen der Proteste des Euromaidan von Teilen der Bevölkerung demontiert.

zu sterben. Als Swjatoslaw nach Kobeljaki kam, waren die Verwandten entsetzt: ein Skelett! Die Nachricht, dass ein Junge aus Deutschland zurückgekehrt ist, verbreitete sich mit Windeseile nicht nur in der Stadt, sondern auch in den naheliegenden Dörfern. Mütter, deren Kinder in die Sklaverei verjagt wurden, kamen zu Popkows. Jede wollte ihn fragen, ob er dort vielleicht ihr Kind getroffen hat und wie es in der Sklaverei ist. Der Junge erzählte zuerst alles eingehend. Dabei lag er, weil er sehr schwach war. Es kamen immer mehr Menschen. Und er drehte sich dann zur Wand und verstummte, denn er war nicht mehr imstande zu sprechen.

Im Mai 1943 war Tina an der Reihe. Man versammelte die Jugendlichen am damaligen Volkshaus. Das letzte, was Tina im Gedächtnis behielt, war ihr Bruder Swjatoslaw, der an einen Telegrafmast angelehnt bitter weinte. Er wusste schon, was Zwangsarbeit ist und glaubte nicht, seine Schwester wiederzusehen.

Tina wuchs wirklich als Lieblingskind in der Familie auf, sie brauchte nicht zu arbeiten. Zu Hause hat man sie immer geschont, in Deutschland musste sie aber schwer arbeiten. Alle Mädchen wurden auf freie Stellen bei den Deutschen verteilt: Ihre Vorgängerinnen waren entweder tot oder wurden krank nach Hause geschickt. In der Landwirtschaft war die Arbeit viel schwieriger als in einem Betrieb: In den Betrieben hatten die Zwangsarbeiter manchmal freie Tage. Wenn Tina, die von 4 Uhr morgens bis zum späten Abend arbeiten musste, weinte und die Bäuerin um Erholung bat, bekam sie zur Antwort, dass Schweine, Kühe und Geflügel auch am Wochenende fressen wollen. Tina musste nicht nur in den Ställen, sondern auch im Hause und im Gemüsegarten arbeiten. In der Landwirtschaft Schütte gab es 12 Kühe, 56 Schweine und Ferkel (vier davon waren für die Front bestimmt), viel Geflügel und Kaninchen.

Die Bauern arbeiteten sehr schwer, so auch ihre Kinder, aber am schwersten hatte es die unfreie Arbeitskraft. So musste Tina, die zu Hause nur einmal auf dem Feld mit den Mitschülern Weizenähren sammelte, jetzt die ganze landwirtschaftliche Arbeit kennenlernen.

Während Tina im fremden Land leiden musste, befreite die sowjetische Armee Kobeljaki, und ihr Bruder Swjatoslaw Popkow, der sich schon gut fühlte, ging mit der Sowjetarmee als Freiwilliger an die Front. Die Familie bewahrt ein Dutzend Soldatenbriefe auf; darauf sind nicht nur Post-, sondern auch die Zensurvermerke zu sehen. Swjatoslaw schrieb oft an die Mutter, er wusste, wie schwer sie es hat: Mann und Sohn an der Front, Tochter in der Sklaverei. Karge Worte, keine Information vom Krieg. Kein Wort vom Tod, der ihn ständig verfolgte. Nur Worte der Liebe und Sorge um die Mutter. Jeder Brief, mit Bleistift geschrieben, beginnt mit der lieben Anrede: *„Guten Tag, mein liebes Mütterchen!“* Er endet mit Grüßen *„an Oma Schenja“*. Nur in zwei Briefen brachen die Emotionen durch: Am 4. Januar 1945 schrieb Swjatoslaw mit der Verzweiflung eines Kindes: *„... ich bitte Dich, schicke mir Dein Foto, ich sehne mich sehr nach dir.“* Zwei Tage später berichtet er, dass er mit dem Orden *„Roter Stern“* ausgezeichnet wurde, und er legt einen Zeitungsbericht bei. Am 10. Januar schreibt er wieder an die Mutter, bedankt sich für zwei letzte Briefe und bittet wieder um ein Foto. Am 26. Januar ließ sich Jelysaweta Mytrofaniwna endlich fotografieren und berichtete dem Sohn, dass sie das Foto bald schickt... Dieser Brief kam zurück nach Kobeljaki, Jarmarkowa Straße 5, mit dem Vermerk *„Kein Empfänger“*. Am 1. Februar 1945 ist Swjatoslaw Popkow gefallen.

Er war 19 Jahre alt geworden. Der Tod des Sohnes machte die Mutter sehr krank, und sie starb im 50. Lebensjahr. Es blieben

nur die Soldatenbriefe auf gelbem Papier, mit ihren Tränen reichlich begossen. Wo mit Tinte geschrieben war, sind nur schwarze Fleckchen des Leides der Mutter zu sehen. Diese Briefe bewahrt jetzt Tina Andrijwna auf, sie übernahm diese Pflicht von ihren Eltern.

Nach dem Krieg wurde die Arbeit ihre größte Freude. Die unerträgliche Arbeit in Deutschland war jedoch nicht ohne Spuren geblieben: Ihr Arm schmerzte sehr lange und ließ sich nicht beugen, und wegen des beschädigten Beines hinkte sie. Sie heiratete nicht...

Sicher gibt es in ihrem Leben traurige Tage, bittere Stunden und brennende Tränen. Aber davon weiß nur sie allein. So mutig und so schutzlos ist diese Frau - die Optimistin Tina Andrijwna.

Kobeljaki 2000

Für viele Menschen in Kobeljaki waren die Hauptereignisse dieses Jahres wie ein Erdbeben. Stärke 10 auf der Richter-Skala würde ich sagen. Nein! Der Boden verschwand nicht unter ihren Füßen. Aber menschliche Seelen und Beziehungen wurden ruiniert. Offiziell hieß es „Rotation der Macht“: Nach 10 Jahren in der Kreisleitung verließ Wolodymyr Tschernjawski diese Stelle. Es war die Zeit der Kaderwechsel in der ganzen Ukraine: Der zum zweiten Mal zum Präsidenten gewählte Leonid Kutschma wollte Gebiets- und Kreisleiter bestrafen, deren Menschen „*nicht richtig*“ gewählt haben, d.h. ihre Stimmen gegen ihn abgegeben haben. Mir gefiel Wolodymyr Tschernjawski wegen seiner demokratischen Haltung (als Redakteurin war ich in meinem Schaffen völlig frei), aber auch wegen seiner Aufmerksamkeit den Menschen

gegenüber und dafür, dass er progressive Gleichgesinnte um sich gruppierte. Deshalb sagte ich oft, dass unser Kreis Kobeljaki einen guten, ordentlichen Leiter hatte. Ohne diese Stütze, ohne diesen Orientierungspunkt würden schon damals ganz andere, diametral gegenüberliegende Prioritäten begonnen haben.

Meine schlimme Vorahnung verwirklichte sich. Aber ich werde nur über die Städte-Partnerschaft mit Singen sprechen. Sie glich jetzt einem entkräfteten Organismus: zwar noch lebendig, aber ohne Energie, ohne Visionen. Die Sache war wie folgt: Tschernjowski übergab seinem Nachfolger nicht nur die administrative Vollmacht, sondern auch das Recht, Taktik und Strategie der Partnerschaft zu bestimmen, denn sie hatte von unserer Seite keinen privaten, sondern ausschließlich offiziellen Charakter. Und sofort verschwand das Gleichgewicht, das einerseits von Wolodymyr Tschernjowski und andererseits von Willi Waibel gehalten wurde. Menschlich ergänzten sie einander, und das hatte zum bisherigen Erfolg beigetragen. Jetzt war zu sehen, wie wichtig ein Mensch ist und wie viel eine Sache verlieren kann, wenn man daran ohne Interesse und Herzensgüte arbeitet. Wie schwer ist es manchmal, denjenigen zu ersetzen, der mit seiner Energie die anderen anstecken konnte. Kurz gesagt waren die freundschaftlichen Beziehungen mit Singen noch aktuell, „im Fluge“, aber ein Flügel, nämlich unserer, war schon fast zerstört: keine Energie, keine Organisation. Und so kühlten die Beziehungen ab.

Kobeljaki 2001

Für die Spenden, die in Singen gesammelt wurden, reparierte man schon zu Beginn des Jahres das Dach der

Infektionsabteilung des Krankenhauses Kobeljaki. Unser Chefarzt, Dr. Iwan Suprunenko, hat sorgsam die finanzielle Unterstützung der deutschen Wohltäter verwaltet. Im Sommer kamen Willi Waibel, Ernst Schlosser, Karl Dold, Karlheinz Schwarz und Ekkehard Albrecht. Sie wollten diese positiven Veränderungen sehen. Besonders interessierten sich die Gäste dafür, wie die medizinischen Geräte funktionieren, deren Zustellung ihnen im Mai 1999 so schwergefallen war. Es zeigte sich, dass alles intensiv verwendet wurde und gut funktionierte. Willi Waibel stieg in den zu gleicher Zeit von den Deutschen gespendeten Krankenwagen, ließ den Motor starten und alle lächelten zufrieden: „Gut!“

Die Deutschen waren froh, dass sie auch diesmal Insulin mitgebracht hatten. Aber sie ärgerten sich wegen Verzollungsprobleme – das Insulin war noch nicht in Kobeljaki. Willi Waibel scherzte sogar mit einer traurigen Note: *„Ich gewöhne mich allmählich an euere bürokratischen Hindernisse. Sie stimulieren zum Kampf für das Überleben. Letzten Endes wird es mir zu Hause daran mangeln!“*

Und ganz taktvoll erinnerte Willi Waibel daran, dass es höchste Zeit sei, neue Richtungen in der Partnerschaft zu bestimmen. Es sollten nicht immer nur um Kriegserinnerungen gehen!

Wirklich – die Zeit des Versöhnens ist schon vorbei. Die Deutschen haben viel für ihre Sünden bezahlt. Noch weiter die Rollen der Opfer und der Schuldigen zu spielen, würde nur unsere und ihre Würde erniedrigen.

Singen 2003

10 Jahre sind seit dem Moment vergangen, als das Abkommen über die Partnerschaft zwischen Singen und Kobeljaki

unterzeichnet wurde. Bei uns gab es zu diesem Anlass keine Feierlichkeiten. Die Deutschen hatten aber eine andere Meinung.



Wilhelm Josef Waibel
auf Poltawer Erde



Willi Waibel mit einem
Veteran der "Roten Armee"



Wolodymyr Tschernjawsyki (rechts)
mit Willi Waibel und Dr. Wegenast



Kurt Wolf, ehem. Veteran
und Stadtrat in Singen



In Kobeljaki blühen die Kastanienbäume: Willi Waibel ist gekommen.

Anlässlich des Singener Festaktes fuhr eine Delegation aus Kobeljaki dorthin, mit Alexander Kopelez, dem Vorsitzenden der Kreisadministration, an der Spitze. Als Geschenk nahm die Delegation eine Ausgabe der Zeitung „Kolos“ mit, die ganz dem Jubiläum gewidmet war. Es gab in der Zeitung viele Erinnerungen (in 10 Jahren hatte sich eine richtige Geschichte der Partnerschaft entwickelt) sowie auch Hoffnungen auf weitere Zusammenarbeit und Freundschaft.

Besonders wichtig scheint mir der Artikel von Wolodymyr Tschernjawski. Er ist konkret und analytisch, außerdem haben seine Gedanken viel Gemeinsames mit den Ideen von Willi Waibel, die er vor zwei Jahren bei uns formuliert hat: Man muss den Rahmen der Partnerschaft breiter stecken. *„Wir wollten vieles“*, schreibt Tschernjawski. *„Wir strebten nach neuen Kontakten in Wirtschaft, Kultur, Bildung. Wir wollten unser Lebensniveau dem europäischen näherbringen. Aber in dieser Hinsicht gelang uns wenig. Und nicht, weil wir ungeschickt waren. Der Grund war, dass unsere Wirtschaft nicht den europäischen Standards entspricht. Und wir konnten diese Barriere nicht überspringen. Es gibt viele Probleme: mit den Preisen, dem Zoll, mit viel Bürokratie auf jedem Gebiet. Dass alles stoppte, und vernichtete das, was wir geplant haben.“*

Leider hatte Tschernjawski Recht. Der Versuch, Kobeljaki in Europa zu integrieren, hatte keinen Erfolg (wäre es uns gelungen, so würden wir alle staatlichen Institutionen übertrumpfen).

Die Singener Zeitung „Südkurier“ publizierte auch über dieses feierliche Ereignis und über den Aufenthalt der Gäste aus Kobeljaki in Singen. Im „Südkurier“ wie in „Kolos“ schrieb man viel über die Verdienste von Willi Waibel, der einer der Begründer der Partnerschaftsbeziehungen war, und man schrieb auch darüber, wie sich diese Kontakte entwickelten, verstärkten und welche Perspektive es gibt.

Aber bald stellte es sich heraus, dass die Singener mit unserer Kreisadministration keine gemeinsame Perspektive hatten. Kurz darauf brach erneut eine Wendezeit an, und an die Spitze der Kreisadministration kam nun Anatolij Taranuschytsch.

Es gibt ein Sprichwort: Jede neue Obrigkeit ist immer schlechter als die alte. Dass es wirklich so ist, davon konnte ich mich in der Praxis überzeugen. In 37 Jahren meiner Journalistenarbeit in Kobeljaki (16 Jahre davon war ich Chefredakteurin der Zeitung) war ich Zeugin des Erscheinens von 12 „ersten Personen“ des Kreises. Die Erfahrung „*neu schlechter als alt*“ erwies sich jedes zweite Mal als richtig. Wenn es Mystik ist, so kann man sie nur folgendermaßen erklären: Sowohl Gott als auch der Satan haben ihre Quoten auf der Erde und sie haben die Reihenfolge „*ihrer Menschen*“ in den Machtorganen verabredet.

Anatolij Taranuschytsch ist selbstverständlich ein Mann Gottes (wie auch Alexander Isyp, der schon mehr als 10 Jahre Bürgermeister von Kobeljaki ist). Seine Ankunft in der Administration machte dem dunklen Reich ein Ende, wo nur tückische Pläne, Erpressungen, Intrigen herrschten, wo schüchterne Menschen verängstigt, Ungehorsame bestraft, Speichellecker und Denunzianten dagegen belohnt wurden.

Ich wollte diese unangenehmen Erinnerungen nicht beleben, aber ein peinlicher Umstand lässt mir keine Ruhe: Gerade damals begann ich plötzlich die immer freundliche, offene Haltung von Willi Waibel mir gegenüber nicht mehr spüren. Es war so deutlich zu sehen, dass ich nicht mehr daran zweifelte: Etwas ist geschehen! Sprachprobleme erlaubten es nicht, sich zu verständigen, sich nach dem Grund dieser Metamorphose zu erkundigen. Und ich entfernte mich schweigend, ich wusste, dass ich nicht schuld daran bin. Wenn jemand mich auf solche Weise beleidigen wollte, so hat er das Ziel erreicht. Mit der

Ankunft von Anatolij Taranuschytsch wurde die moralische Atmosphäre im Kreis jedoch wieder stabilisiert. Vieles wurde ausgeglichen, meine freundschaftlichen Beziehungen zu Willi Waibel wurden erneuert, aber ein großes Fragezeichen – was war denn das? – steht noch vor mir und tut mir weh.

Prothese für den „Afghanen“

Man kann die Deutschen wegen unserer damaligen Not, des Elends und Unglücks beschuldigen: Zerbombte Städte, verbrannte Dörfer, ermordete Menschen, erschossene Soldaten... All das sind Spuren des Nazismus, dafür haben sich die Deutschen entschuldigt. Und sie haben vielen Tausenden ehemaligen Zwangsarbeitern für ihre Arbeit eine Entschädigung ausgezahlt.

Aber die Deutschen tragen keine Verantwortung für das Unglück eines jungen Mannes – Juri Bogomas – aus dem Dorf Radjansk, Kreis Kobeljaki. Nicht sie haben ihn nach Afghanistan geschickt. Nicht sie haben ihn dort angeschossen und zum Invaliden gemacht. Aber gerade an sie wandte sich Juri mit der Bitte um Hilfe, und er bekam sie. In der Ukraine hat man seine Stimme nie gehört. Es ist die Schmach und Schande unseres Landes, das es für solche Menschen nicht sorgen will, sie im Stich lässt und dabei humane Prinzipien verletzt. Juri Bogomas erzählt:

„Ich bin Ukrainer, wurde in der malerischen Poltawer Gegend geboren. Aber Während meines Wehrdienstes mußte ich jedoch ganz andere Landschaften sehen: Ich sollte meine Pflicht tun. Schwere Spuren hinterließ dieser Krieg in meinem Herzen. Mit 20 Jahren wurde ich zum Invaliden. Nach Hause kam ich mit einer Prothese statt des linken Beines.“

Heute bleiben ehemalige Afghanistankämpfer allein mit ihren Problemen. Einige davon können wir selbst nicht lösen – wegen Finanzproblemen. Von meinem Problem – ich brauchte eine bequeme Prothese – wusste unser Dorfvorsitzender Wolodymyr Gorbenko. Während eines Treffens mit der deutschen Delegation übergab er Willi Waibel einen offiziellen Brief mit der Bitte, bei der Prothesen-Anfertigung für einen Invaliden zu helfen.

Die Zeit verging. Es gab keine Antwort. Ich dachte schon, dass ich keine Chance mehr auf diese Hilfe habe. Aber eines Tages läutete das Telefon, und ich glaubte nicht, was ich hörte. Man rief mich aus Singen an, und man wollte sich davon überzeugen, dass alles wahr ist. Ich bestätigte alles! Es gab später noch einige Telefongespräche. Ich war einfach beeindruckt von der Pünktlichkeit, Freundlichkeit und Verbindlichkeit der Deutschen. Sie besprachen mit mir alle Einzelheiten: Wohin das Geld zu überweisen sei, und ob ich imstande bin, nach Poltawa zu fahren u.a. Ich besprach alles mit unserem Dorfvorsitzenden, und wir warteten gespannt, was weiter geschieht – in einer Poltawer Prothesenfabrik wurde eine Prothese für 10.000 Grivna hergestellt. Natürlich könnten wir uns mit meiner Mutter das nie leisten, unsere Renten sind viel zu klein.

Ich kann jetzt ein aktives Leben führen. Und jeden Tag denke ich an Willi Waibel, dessen Güte und Bereitschaft grenzenlos ist, auch unbekanntem Menschen in einem fremden Land zu helfen. Ich bedanke mich auch bei allen mir unbekanntem Menschen in Deutschland, die Mitleid mit mir – einem Ukrainer – hatten.“

Singen 2004

Wilhelm Waibel ist 70 Jahre alt⁵³. Dieses Jubiläum wurde in Singen festlich und herzlich gefeiert. Das Fest fand in der St.

⁵³ Willi Waibel, geboren am 19. März 1934.

Theresienkapelle statt, für deren Erhaltung der Jubilar viele Jahre gekämpft hatte. Heute ist sie ein Symbol der deutsch-französischen Versöhnung, eine Friedensgedenkstätte.

Die Singener Zeitung „*Südkurier*“, deren Redakteurin Gudrun Trautmann Kobeljaki einige Male besucht hatte, berichtete, dass Höhepunkt der Feierlichkeiten die Auszeichnung von Wilhelm Waibel mit dem Bundesverdienstkreuz war: So hoch hat Bundespräsident Johannes Rau den Beitrag seines Landsmannes zur Versöhnung und Verständigung der Völker eingeschätzt, die früher Feinde waren. Die Auszeichnung übergab der Oberbürgermeister Andreas Renner. Dem Jubilar zu Ehren wurden viele Lobesworte zugesprochen.

Schade, dass Hunderte von Menschen in Kobeljaki, für die Wilhelm Waibel zum Vorbild der Güte und der Gerechtigkeit wurde, nicht dabei sein und sprechen konnten. Aber ihren Willen hat Präsident Leonid Kutschma 1995 entsprochen, indem er Wilhelm Waibel für seine beispiellose Friedenstätigkeit mit einem hohen ukrainischen Orden ausgezeichnet hatte.

Kobeljaki 2005

Während eines offiziellen Empfangs in der Stadt- und Kreisadministration Kobeljaki konnte Wilhelm Waibel seine Enttäuschung nicht verbergen. Diese Enttäuschung wurde dadurch hervorgerufen, dass das Programm der Partnerschaft zwischen Singen und Kobeljaki in dem Maße, in dem es von ihm am Anfang der Partnerschaft erarbeitet worden war, nicht realisiert wurde. Eine Reihe der von der deutschen Seite vorgeschlagenen Projekte, die seiner Meinung nach die Entwicklung der Produktion im Kreis hätten fördern können,

fanden bei uns keine Unterstützung. Das kann man natürlich verstehen: In einem kleinen Kreis war es unmöglich, mit etwas Neuem anzufangen, denn das Land proklamierte zwar schon neue Losungen, es lebte jedoch immer noch im alten Geist. Deshalb sprachen Willi Waibel und auch der Präsident des Rotary-Klub-Singen, Peter Hänssler, nach der Orangen Revolution in der Ukraine ihre tiefe Genugtuung aus. Sie sahen in dieser Revolution Hoffnung auf wirklich demokratische Umwälzungen in unserem Land.

Es fiel Willi Waibel sehr schwer, über seine Enttäuschung zu sprechen, er wusste ja, dass man von ihm als Gast nicht Kritik erwartete. Aber er blieb, wie er immer war: Wahrheit über alles! Viel angenehmer waren für unseren deutschen Gast die Begegnungen mit den ukrainischen Menschen.

„Willi und Iwan haben sich verbrüderet“

Menschen fühlen sich nicht nur dann verwandt, wenn sie echte Verwandte sind. Es kommt vor, dass ein unbekannter, fremder Mensch dir in einem kritischen Moment des Lebens zum Bruder oder zur Schwester wird. Genau so passierte es in der Geschichte, die ich jetzt erzähle.

... Iwan Kowalenko wusste von Wilhelm Waibel so viel, wie ein Durchschnittseinwohner unserer Stadt wusste: Er sei ein Deutscher, ein Friedensstifter, der schon mehr als 10 Jahre Menschen aus Kobeljaki und Singen befreundet und humanitäre Hilfe aus Singen organisiert. Diese Information war zwar wichtig, aber sie spielte keine Rolle in Iwans Privatleben.

Wilhelm Waibel wusste von Iwan Kowalenko überhaupt nichts. Bis zu dem Tag, als eine schlanke Frau mit zwei Kindern

in Kobeljaki an ihn herantrat und berichtete, welches Unglück in ihrer Familie geschah. So erfuhr der Deutsche, dass es in der Welt einen 33-jährigen Iwan Kowalenko gibt, und dass ihm Todesgefahr drohte. Nur eine dringende Nierentransplantation könnte ihn retten. Jeder Mensch, wenn er auch nichts von Medizin versteht, weiß, was das bedeutet: Man braucht einen Nierenspender und viel Geld. Sehr viel Geld.

Ein Problem war gelöst. Iwans Schwester Alla Manyk war bereit, eine Niere zu spenden. Aber der Familie fehlte das Geld für die Operation.

Könnt ihr euch den tragischen Moment vorstellen: Ein naher Mensch ist bereit, unter Lebensgefahr einen Teil von seinem Leib zu opfern (kann es ein schöneres Geschenk geben?), aber es mangelt an Papierscheinen, die Geld bedeuten, und der Preis der heroischen Selbstopferung wird zunichte!

Und dann wagte es Larissa Kowalenko, Ehefrau des kranken Iwan, und sie wandte sich an Willi Waibel, der gerade in Kobeljaki war:

„Es ist nicht einfach, zu betteln. Peinlich und schändlich. Aber wenn du vor der Wahl stehst, den Mann dem Tod zu überlassen oder ihn zu retten, dann denkst du nicht an Schmach und Schande, diese Begriffe werden nivelliert, es gibt nur ein Ziel. Vielleicht hätte ich nicht gewagt, mich an einen anderen Menschen zu wenden. Aber Willi Waibel ist der Mann, der mit unseren Schmerzen Mitleid hat, er hat schon so viel Gutes für Menschen in Kobeljaki getan, dass er schon einer von uns ist. So habe ich tief eingeatmet und trat vor dem Klubhaus an ihn heran“,

berichtete Larissa innerlich bewegt.

Auch Willi Waibel erinnert sich an diese Begegnung:

„Unser Gespräch mit Larissa dauerte etwa 5 Minuten. Ich hörte dem Dolmetscher zu; aber die Augen dieser hübschen Frau erzählten mir mehr als ihre Worte. In den Augen sah ich Angst und Verzweiflung. Ich fühlte, dass ihre Verzweiflung so groß war, dass sie in mir ihre letzte Hoffnung

sab. Aber ich konnte ihr nichts versprechen. Noch mehr, ich dachte, dass ich das nicht schaffen werde. Verstehen Sie, ich bin in meinem Land kein reicher Mensch, ich kann hier nicht als Sponsor oder Mäzen auftreten. Ich habe nur eine Möglichkeit: Die Menschen in Singen um Spenden zu bitten. – Aber ich zweifelte daran, dass die Menschen mich verstehen. Ich fuhr mit großen Zweifeln nach Hause. Aber auch zu Hause dachte ich immer wieder an Iwans Schicksal. In drei lokalen Zeitungen wandte ich mich an meine Landsleute und erzählte diese Geschichte. Und dann kam das Foto der Familie Kowalenko aus Kobeljaki. Ich wollte, dass unsere Menschen selbst die Gesichter der Menschen sehen, die ihre Hilfe brauchen. Und das hatte Erfolg: Das Abstrakte wurde konkret! Auch die Journalisten haben geholfen. Ohne Presse hätten wir keine Chancen, meine ich. Sehr wichtig ist das Wort, das zu Herzen geht. Also, es kamen die ersten Spenden. Ich hatte nur Angst, dass wir uns mit unserer Hilfe verspäten könnten.“

Aber die Hilfe verspätete sich nicht. 5.000 Euro (die Hälfte der für die Operation benötigten Summe) kamen rechtzeitig aus Singen. Inzwischen hatte man auch in Kobeljaki nicht geschlafen. Am 10. Dezember 2003 erschien in der Kreiszeitung „Kolos“ der emotionale Aufruf des Chefarztes der Poliklinik, Dr. Valery Korobejnik, und die Menschen begannen, das Geld für die Operation in die Redaktion zu bringen. Die einen brachten 1, 3, 10 Griwna, die anderen mehr... Es kamen Geldbeiträge von einzelnen Straßen, von Dörfern. Die Zeitung nannte alle Namen der Spender. In jeder Nummer der Zeitung kommentierten die Journalisten die Situation und hofften auf die Barmherzigkeit der Menschen. Auf diese Weise wurden von der Redaktion 10.000 Griwna gesammelt und mit großer Freude der Familie Kowalenko übergeben. Auch auf dem Konto von Iwan Kowalenko erschien eine gewisse Summe. So wurde das nötige Geld

gesammelt. Gott sei Dank, denn Iwans Zustand war schon kritisch.

Inzwischen kam der Frühling 2004. Am 16. März wurde Iwan Kowalenko im Transplantationszentrum der Klinik in Saporoshje operiert. Die Operation war kompliziert und dauerte sehr lange. Dann begann der lange Weg der Rehabilitation.

Ein Jahr verging. In Kobeljaki blühten wieder Kastanienbäume. Und wieder kam Willi Waibel in unsere Stadt. Diesmal wurde für ihn ein Besuch bei der Familie Kowalenko eingeplant.

Wie hat sich die ganze Familie auf diesen Besuch vorbereitet! Alle zusammen deckten den reichen Tisch, und man empfing den teuren Gast mit traditionellem Brot. Willi Waibel weiß schon, was ukrainische Tradition bedeutet: Für die Familie Brot und Wasser, aber für den Gast muß sich der Tisch biegen! So sind wir als Volk: Wenn wir etwas haben, so können wir das Letzte opfern, wenn wir nichts haben, so borgen wir, aber wir verlieren die Würde eines guten Gastgebers nicht.

Glück strahlte aus den Augen von Larissa. Die Kinder Saschko und Jana waren ernst wie Erwachsene. Iwan war aufgeregt, seine Schwester Alla sah trotz der Operation wunderschön aus. Alle wollten etwas sagen, Worte der Dankbarkeit aussprechen. So hatte Valery Korobejnik, der Dolmetschte, keine Minute Ruhe. Man hob die Gläser auf die Gesundheit von Iwan, auf das gute Herz von Willi Waibel, auf die Heldentat der Schwester Alla und auf den Mut und die Selbstopferung von Larissa...

Man kann natürlich sagen: Na ja, man kann die Verwandten verstehen, sie haben ihren Blutsverwandten gerettet. Aber der Deutsche? Er ist ja fremd hier!

Aber darin liegt die Pointe: Menschen fühlen sich nicht nur verwandt, wenn sie Verwandte sind. Es kommt vor, dass ein fremder Mensch dir zum Bruder wird. So, wie in unserer Geschichte.

Es gab noch zwei Episoden im Jahre 2005, die bestätigen, dass die Deutschen ihr Wort nicht brechen:

Die erste Episode: Im Oktober bekamen die Zuckerkranken in Kobeljaki wieder ihr Insulin, und dabei die für sie traurige Nachricht, dass diese Aktion wohl die Letzte ist, weil sie an Aktualität verloren hat. Als die Deutschen mit der Insulinaktion begannen, wurde in der Ukraine kein Insulin hergestellt, heute aber produzieren ukrainische Betriebe dieses Medikament und versorgen damit alle Krankenhäuser. Die Kranken wissen aber, dass es zwischen unserem und importiertem Insulin große Unterschiede gibt und nicht zu unseren Gunsten.

Die zweite Episode: Nach Kobeljaki kamen zwei Feuerwehrfahrzeuge von „Mercedes-Benz“ mit kompletter Ausstattung. Diese Superautos wurden an unser Feuerwehrkommando vom Stellvertreter des Feuerwehrkommandanten der Stadt Singen, Wolfgang Werkmeister, und dem für die Technik verantwortlichen Wilhelm Keiner übergeben. Das Schwierigste war dabei, Verhandlungen zu führen und alle Angelegenheiten zu erledigen (jeder weiß, wie viel Papiere, Formalismus und Bürokratie es bei uns gibt). Das alles war Aufgabe von Wolodymyr Tschernjawski, und er erfüllte diese Aufgabe wie immer perfekt.

Aber es war schon klar: Die Beziehungen hatten sich überlebt, sie sind einseitig geworden. Der Kreis bekam wie früher humanitäre Hilfe, bedankte sich dafür und wartete auf die nächste. Das wurde zu Gewohnheit. Wir haben vergessen, dass das Wort „Partner“ auch uns zu Aktionen rufen soll, dass es nicht nur reich gedeckte Tische von unserer Seite verlangt, sondern mit deutschen Freunden gemeinsame Arbeit, Bemühungen und Resultate.

Zwar gibt es einen objektiven Grund: Nach Wolodymyr Tschernjowski hat der Kreis drei Administrationen gehabt, und ihre Chefs hatten einfach nicht genug Zeit, um sich mit den Angelegenheiten der Partnerschaft zu beschäftigen. Vielleicht hatten sie irgendwelche Pläne und Entwürfe, aber alles blieb unrealisiert. Mit einem Wort: Wenn Freundschaft Feuer ist, dann sollte man in dieses Feuer dringend Holz oder Reisig legen. Die Deutschen haben das getan, indem sie eine offizielle Delegation mit Oleg Reschetylo an der Spitze nach Singen einluden.

Ich sollte wohl vorab berichten, dass der Kreis Kobeljaki schon wieder einen neuen Chef hatte, sonst versteht man nicht, wieso dieser Reschetylo erschien. Er kam auf der Welle der politischen Wandlungen.

In der Ukraine fand die Orangene Revolution statt: Majdan, Wahl, Sieg der demokratischen Kräfte! Auch meine Stimme habe ich dafür gegeben. Zugleich war ich absolut dagegen, dass aus Fortschritt ein Rückschritt wird. Ich erkläre, was gemeint ist: Viktor Juschtschenko hat vor der Wahl versprochen, nach seinem Sieg die Personalpolitik in Kreisen und Gebieten im Sinne von Rechtschaffenheit, Professionalität und Patriotismus durchzuführen. Über „Parteilichkeit“ hat er kein einziges Wort gesagt. Und plötzlich wurde dieses Prinzip am wichtigsten. Viele ordentliche, kompetente, patriotisch gesinnte, aber zu

anderen Parteien gehörende Menschen, wurden durch untätige – aber „*seine*“ Leute ersetzt. Wenn wir unseren Kreis als Beispiel nehmen, so war die Entlassung von Anatolij Taranuschytsch ein Rückschritt! Sehr schade! Aber verloren hat jedes Mal der Präsident, indem er die lokale Macht in ungeschickte Hände legte; Diese Leute sollten jetzt menschliche Schicksale regieren. Damit hatte er sich bei der Bevölkerung selber diskreditiert. Denn das Volk kann nicht verstehen, warum die bedeutendste Person im Lande bewusst seine Mannschaft aus Durchschnittsmaterial formiert (nur weil sie zu seiner Partei gehören?) und dabei geachtete, kompetente Persönlichkeiten nicht mehr braucht.

Singen, August 2006

Die Deutschen haben die Gäste schon am ersten Tag angenehm überrascht: Sie haben eine Kobeljaki-Straße in Singen angelegt und versprochen, dass sie eine der schönsten in Singen sein wird. Als Antwort hörten sie, dass in Kobeljaki bald der „*Singen-Park*“ errichtet wird (seitdem sind zwei Jahre vergangen. Wo ist er? – L.O.).

Beim offiziellen Empfang sprach Oberbürgermeister Oliver Ehret⁵⁴ über diejenigen, die an der Errichtung einer Freundschaftsbrücke über dem blutigen Erbe des Krieges teilgenommen haben. Er betonte, dass alle Oberbürgermeister vor ihm ihre Aufgaben in den Partnerschaftsbeziehungen erfolgreich erfüllt haben, dass die Singener in all den Jahren humanitäre Hilfe für Kobeljaki in Höhe von 500.000 Euro geleistet haben. Weitere Pläne der Partnerschaft wurden

⁵⁴ Oliver Ehret, 2005–2013 Oberbürgermeister der Stadt Singen.

teilweise in Singen besprochen – die Fortsetzung der Verhandlungen sollte in einem Monat in Kobeljaki stattfinden. Es wurde mitgeteilt, dass auch Wilhelm Waibel in unsere Stadt kommt. Aber wie er es selbst entschieden hatte, wird es seine letzte Reise nach Kobeljaki sein – um Abschied zu nehmen von vielen Freunden in unserer Heimat. Ab Januar 2007 wird sich in Singen Peter Hänssler mit den Partnerschaftsbeziehungen beschäftigen. Wir wiederholen oft, dass jeder Mensch ersetzt werden kann. Aber gleichzeitig widerlegen wir diesen Grundsatz. Wer kann uns Willi Waibel ersetzen? Wer noch könnte zwei Herzen in der Brust haben – das eine für sich, und das andere für unsere Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter?

Erinnerungen, Überlegungen, Kommentare

Ganz zufällig fand ich mein altes Notizbuch von 1995. Zufällig habe ich es nicht vernichtet, wenn ich von Zeit zu Zeit die Fächer meines Schreibtisches von Papieren entleere. Jetzt freue ich mich, dass das Notizbuch erhalten geblieben ist, denn darin finde ich meine Notizen vom Aufenthalt in Singen. Ich habe überall Notizen gemacht: bei offiziellen Empfängen, auf der Straße, im Auto, zu Gast und sogar beim Treppensteigen. Deshalb kann ich an manchen Stellen meine eigene Handschrift nicht lesen: Buchstaben wie Ereignisse sind ineinander gelaufen.

Vorsichtig blättere ich im Büchlein. Fast alle Seiten sind durchgestrichen. Es bedeutet, dass ich diese Notizen schon für meine Zeitungsberichte benutzt habe. Aber etwas finde ich doch, was mir damals vielleicht nicht wichtig erschien oder was ich mir später überlegen und erarbeiten wollte. Wir waren zum Beispiel Gast des erfolgreichen Landwirts Ekkehard Löhle, worüber noch zu schreiben wäre. Seine Frau sagte, sie könne nicht verstehen, was unser Trinkspruch „*aufs Pferd*“⁵⁵ bedeutet. Wir begannen es ihr – mehrstimmig - zu erklären. Sie wiederholte aber immer wieder: „*Ich verstehe es nicht*“. Dann erklärte Wassyl Kotljar ganz ernst: „*Aufs Pferd*“, bedeutet, dass es der letzte Trinkspruch vor dem Abschied ist. Gleichzeitig bedeutet er „*auf den Heimweg*“, „*auf den Gebstock*“ und ist ein guter Anlass, noch einmal zu trinken. So wurde die arme Frau absolut verwirrt. Wir lachten damals sehr lange.

Aber komisch waren dabei nur das Wortspiel und die schwer zu übersetzenden nationalen Traditionen. In der Realität ist es sehr traurig. „*Bei euch trinkt man zu viel*“, konstatieren jedes Mal

⁵⁵ Ukrainisch: Na konja.

die Singener beim Abschied von den gastfreundlichen Menschen in Kobeljaki. Zu Hause können die Deutschen einen ganzen Abend in Gesprächen bei einem einzigen Glas Wein verbringen. Bei uns würde es ihnen nicht gelingen. Bei uns sagt man: *„Wer mit mir ein volles Glas nicht leertrinkt, der ist kein Freund oder überhaupt ein böser Mensch!“*

Die Deutschen wollen aber unsere Freunde bleiben, deshalb sollen sie unsere üppigen Mahlzeiten erdulden und ein Gläschen mit uns trinken. Das ist nicht so schlimm, im Laufe einer Woche werden sie nicht zu Alkoholikern, kehren in die Heimat zurück und werden wieder ein vernünftiges Leben führen. Und außerdem kann man doch nicht behaupten, dass wir sie hier zum Trinken verleiten. Wir reichen ihnen stets gutes Essen, Qualitätswodka und das in guter Gesellschaft. Wie man aber bei uns in Wirklichkeit trinkt, können sich die Deutschen kaum vorstellen. Darüber spricht die Statistik: Jährlich sterben in der Ukraine 40 Tausend Menschen am Alkoholismus, 4 Tausend davon wegen Vergiftung mit qualitativ schlechten Alkoholgetränken. Zudem gibt es „Degradierte“ – 800 Tausend offiziell registrierte chronische Alkoholiker. Das Schrecklichste ist, dass sie oftmals den eigenen suchtkranken Eltern nacheifern. Vor Kurzem hat die Weltgesundheitskommission beeindruckende Information veröffentlicht: Kinder und Jugendliche trinken Alkoholgetränke in dem Maße, wie es ihre Altersgenossen in keinem anderen Land tun. Ist das nicht Zeugnis dafür, dass die Ukrainer schon auf einem genetischem Niveau aussterben und die nationale Sicherheit des Landes bedroht wird? Zum Alltag wird das, was es früher nie gab: Kinder werden biersüchtig. Und dabei sehen wir im Fernsehen immer öfter Bierwerbung, die immer mehr Opfer fordert: Jemand macht so mit der Vernichtung des eigenen Volkes Profit!

Ich blättere weiter in meinem Tagebuch. Noch eine Seite ist nicht durchgestrichen: Mich hat beeindruckt, dass eine ältere deutsche Frau keinen Unterschied zwischen den unmenschlichen Taten deutscher und sowjetischer Soldaten sieht: „*Unsere haben so wie ihre auf besetzten Territorien die friedliche Bevölkerung vergewaltigt.*“ Der Oberbürgermeister erklärte: Sie und zwei ihrer Töchter wurden Opfer der Vergewaltigung durch Sowjetsoldaten, als diese 1945 Deutschland besetzt hatten. Deshalb urteilt diese Frau so streng und kategorisch.

Es kann natürlich hier um keinen Vergleich gehen: Im 20. Jahrhundert gab es zwar nichts Vergleichbares wie die Grausamkeiten der Nazis. Damals aber hatte mich das Schicksal dieser Frau unangenehm berührt: Mein Glaube an das helle Antlitz des sowjetischen Soldaten – Befreier vom Faschismus – ist gescheitert. Von Kindheit an verglich ich den Sowjetsoldaten mit der Gestalt des siegreichen St. Georg am Hausaltar in der Wohnung meiner Großmutter. Sie verstand es gut, meine kommunistische Pioniererziehung mit biblischen Geschichten zu vervollständigen. Über Georg sagte sie: „*Er ist Sieger, er bestraft die Feinde gerecht!*“ So durfte „*mein*“ Befreier, auch wenn er sich rächen wollte, jedenfalls keine Grausamkeiten begehen.

Aber schockiert war ich erst später. Nach einigen Jahren fand ich zufällig das Buch „*Enthüllungen von Geheimakten*“ (Moskau, Wojenisdat, 2000)⁵⁶ – keine Belletristik, nur Tatsachen, Statistiken, Auszüge aus Dienstmeldungen, Berichten, Akten. Ein „*unbekannter*“ Krieg gegen das eigene Volk. Die offizielle sowjetische Propaganda hat ihn lange Jahre verschwiegen. Es zeigte sich, dass es neben wahren Patrioten und Helden, die mit

⁵⁶ Гриф секретности снят: Потери Вооруженных Сил СССР в войнах, боевых действиях и военных конфликтах: Стат. исслед./ Г. Ф. Кривошеев, В. М. Андроников, П. Д. Буриков. — М.: Воениздат, 1993.

ihren beispiellosen Taten in der Welt bewundert wurden, auch Hunderte und Tausende von Verrätern gab, die durch den Krieg hervorgebracht wurden. Die Dimensionen eines solchen moralischen Verfalls, der in keinem anderen Land, das von Hitler okkupiert wurde, existierte, versuchte ein Historiker dadurch zu erklären, dass in der Sowjetunion in den unmittelbaren Vorkriegsjahrzehnten unter dem Stalin-Regime alle sittlichen Normen und Gesetze vernichtet wurden, alle christlichen Vorstellungen von Ehre und Würde! Hier sind nur einige Fakten der stalinistischen Verbrechen:

- Allein von August 1932 bis Dezember 1933 wurden gemäß dem Gesetz „Über den Diebstahl von Kolchoseigentum“ 125.000 Menschen verhaftet und 5.400 erschossen.
- In der Ukraine starben während der Hungersnot [1932/33], die von Stalins Regime organisiert wurde, 3,5 bis 4 Millionen Menschen.
- 1937/38 wurden vom NKWD (Sicherheitsdienst) 1.345.0000 Menschen verhaftet, 681.000 davon erschossen, 115.000 starben während der Verhöre in den Lagern.
- Das Jahr 1940 brachte folgenden Rekorde: Es wurden 2.300.0000 Menschen verhaftet. Repressalien warteten auf diejenigen, die sich bei der Arbeit um 30 Minuten verspätet haben, wenn die Werkbank kaputt war, wenn ein „dummer“ Verwandter aus dem Ausland eine Postkarte zum Fest schickte, wenn man den Arbeitsplan nicht erfüllte...

- Zu Beginn des Krieges befanden sich in den Lagern 1.900.000 Menschen, 462.000 in Gefängnissen, 1.200.000 in Straflagern. Insgesamt waren vor dem Krieg (1934–1941) 6 Millionen Menschen in Haft. Darüber gab es ein populäres Lied: „*Ich kenne kein anderes Land, wo der Mensch so frei atmen kann!*“
- In den ersten 4 Monaten des Krieges vom 22. Juni bis zum 10. Oktober 1941 wurden gemäß Militärtribunalbeschlüssen 10.201 Soldaten und Offiziere erschossen, während des Krieges wurden insgesamt 994.000 Soldaten und Offiziere verhaftet, 157.593 davon erschossen. Das entspricht 10 Divisionen.

Vielleicht wäre es besser, wenn ich das nicht wüsste. Wissen vermehrt nur den Kummer, hat jemand gesagt. Ja, es ist sehr traurig, wenn die Ideale verraten werden. Aber wenn man die Wahrheit wissen will, muss man bereit sein, Erschütterungen zu ertragen.

Was die Gestalt des Sowjetsoldaten angeht, so ist sie nicht verschwunden. Sie ist aber nicht mehr so eindeutig, nicht mehr so vorbildlich. Sie hat jetzt realistischere Züge, und so gefällt sie mir besser.

Noch eine Seite im Notizbuch, und daraus strahlt Wärme. Als Wilhelm Waibel über die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Singen sprach, bat er um Verständnis für die politischen Umstände, unter denen damals seine Landsleute, also die normale Bevölkerung, leben mussten. Sie durften das Leben der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter nicht leichter und besser machen, denn es gab

strenge Vorschriften von Seiten des NS-Staates: Jeder Deutsche, der Mitleid mit Deportierten zeigte, wurde bestraft. Aber trotz aller Verbote und Ängste blieben die Menschen doch oft menschlich, und sie handelten so, wie es ihnen ihr Herz vorgab: Sie hatten Mitleid, sie verliebten sich sogar. Es gibt mehrere Beispiele dafür. Die einen Geschichten sind kurz und nur Episoden. Die anderen aber...

Der Vater: Ukrainer – die Mutter: Deutsche

Semen Iwanowjtsch Tschepishnyj wohnt in Kobeljaki. Ein einfacher Mann, nicht berühmt, nur ein enger Kreis von Verwandten und Bekannten kennt ihn. Niemand interessierte sich für seinen Lebenslauf. Semen Iwanowjtsch begann schon selbst zu vergessen, dass darin folgende Zeile steht: *„In den Jahren der deutschen Okkupation wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt.“* Und plötzlich kam gerade von dort, aus dem Land, wo er einst gelitten hatte, ein merkwürdiger Brief. Von einer gewissen Anna geschrieben, die sich seine Tochter nannte und ihm zur Kenntnis bringen wollte, dass es sie gibt. Wie konnte der Mann, der im Geiste des sowjetischen Patriotismus und des Hasses auf Deutschen erzogen war, im ersten Moment reagieren? Der Mann, der fast 50 Jahre die Zeit seiner Sklaverei zu vergessen versuchte, und mehr noch: All diese Jahre erzählte er niemandem, dass er eine Liebesbeziehung zu einer Vertreterin der feindlichen Nation hatte.

Richtig: Semen Iwanowjtsch war erschrocken. Obwohl die Vergangenheit ihm, einem alten und kranken Mann, nicht mehr drohen konnte. Damals, 1945, als er nach der Befreiung durch die sowjetische Armee *„filtriert“* wurde, hätte ihm diese

Information sein Leben kosten können. Bestenfalls wäre er dann auf einem der sowjetischen „Bauobjekte“ lange Jahre umerzogen worden. Damals empfand er wahrscheinlich solche Angst, dass der Selbsterhaltungstrieb auch nach so vielen Jahren alles andere besiegte. Und noch etwas: Im Leben dieses Mannes haben so oft die anderen alles entschieden, sodass er schon längst verlernt hatte, eigene Entscheidungen zu treffen. Von dem Brief erzählte Tschepishnyj niemandem. Auch seiner Ehefrau nicht. Vielleicht konnte er gerade ihr nichts sagen. Die Jahre vergingen. Seine Frau starb. Inzwischen veränderte sich die Welt, die gesellschaftliche Stimmung wurde optimistischer, das Ausland rückte näher. Die Deutschen kamen nach Kobeljaki, und viele Menschen konnten mit ihnen sprechen. Gerade diese Deutschen lenkten die Aufmerksamkeit der ukrainischen Behörden auf die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Als Folge erhielten diese den Status von Kriegsveteranen.

Alle diese positiven Veränderungen bewegten Tschepishnyj zu offenen Gesprächen. Und es ergab sich, dass er sein Geheimnis nicht länger zu verbergen brauchte: Seine Tochter Hanna (die andere heißt Anna – ist es ein Zufall?) verstand ihn und unterstützte ihn. Sie sagte: *„Ich will meine Schwester sehen.“*

Aber wo ist sie jetzt zu finden? Semen Iwanowjtsch weiß nicht mehr, wo der Brief aus Deutschland ist: Vielleicht hat er ihn irgendwohin gesteckt, oder jemand hat ihn gefunden und vernichtet. Auf dem Briefumschlag stand die Absenderadresse, das weiß er genau. Hanna sagt: *„Schreiben wir an die alte Adresse, vielleicht wohnt deine Deutsche immer noch dort!“*

Aber, o weh! – Dem Vater sind der Name des Dorfes, der Name des Bauern, bei dem er arbeiten musste, und sogar der Name des Mädchens, das er liebte, entfallen. Als er damals heimkehrte, bemühte er sich, seine Vergangenheit

loszuwerden: Mit 17 Jahren (so alt war er damals) beginnt das Leben erst, und man vergisst alles, wohin keine Wege mehr führen.

Das Leben war nicht leicht, und es spornte nicht zu Erinnerungen an. Obwohl Tschepishnyj nicht an der Front war, hat ihn „sein“ Krieg nicht verschont. Am 10. Mai 1949, gerade an seinem Geburtstag, eggte er mit dem Ochsen das Wintersaatfeld der Kolchose „*Erster Fünfjahresplan*“. Bei der Säuberung der Egge legte er das Schneideisen gerade an die Stelle, wo in der Erde eine Granate aus dem Krieg verborgen lag. Bei der Explosion verlor Semen Iwanowytsh die linke Hand und einen Finger an der rechten. Aber erst 1968 bekam er nach einem Gerichtsverfahren den Status eines Invaliden und das Recht auf eine Invalidenrente. Nach 36 Jahren musste er noch viele Kräfte und Nerven einsetzen, um von unseren Bürokraten entsprechende Papiere zu bekommen, die sein Recht auf eine größere Rente garantierten.

Um eine Bescheinigung zu bekommen, sollte eine sozialmedizinische Expertise von dem Betrieb durchgeführt werden, wo Tschepishnyj verletzt war. Aber dieser landwirtschaftliche Betrieb wurde seit 1945 mehrfach umbenannt und reformiert. Klar, dass der Rechtsnachfolger in solchem Fall alle Papiere ausstellen muss. Aber im Kreisarchiv gab es die entsprechenden Dokumente nicht, und der arme Mann wurde von offiziellen Absagen überschüttet. Die Bürokraten wussten weder genau, wie die Betriebe hießen, noch waren die Menschen, die da gearbeitet hatten, am Leben. Aber ohne die entsprechende Bescheinigung ist ein Mensch nichts – also, lebe wohl, Opa Semen! Ein solches Leben kann einen verrückt machen.

Aber was ist mit Anna? Wie ist sie zu finden? Er wollte sie umarmen und seine Tochter nennen. Dieser Gedanke lässt

Semen Tschepishnyj nicht in Ruhe. Und wie immer hofft er, dass jemand für ihn die Sucharbeit übernimmt, sie findet und ihr alles erklärt, damit sie sich nicht ärgert, dass er sich damals nicht gemeldet, sie nicht zu einem Besuch eingeladen hat...

Dr. Valery Korobejnik, ein in Kobeljaki geachteter Arzt, der schon vielen Menschen in schwierigen Lebenssituationen aus reiner Humanität geholfen hatte, erklärte sich bereit, auch hier zu helfen. Er spricht er sehr gut Deutsch und hat ständige Kontakte zu Deutschland. Die größte Hoffnung war aber, wie immer, die Hoffnung auf die Mithilfe von Willi Waibel...

Kobeljaki, Oktober 2006

„*Jeder Abschied ist wie ein kleiner Tod*“, sagte Wilhelm Waibel bei der letzten Reise in unsere Heimat (aber wie kann er aus seinem Leben jetzt die Marschroute Singen – Kobeljaki streichen?)

Für seine Reisen hatte er immer den Monat Mai ausgewählt, wenn die Natur in Blüten schwelgte und die weißen Kastanienblüten wie Kerzen dem Himmel salutierte.

Für seinen Abschied wählte er Oktober: Farblos, duftlos, bewölkter Himmel, Regen weit am Horizont, gefallene Blätter auf der Erde und Kühle...

Also, Wilhelm Waibel beschloss, seine Arbeit als Koordinator der Partnerschaftsbeziehungen aufzugeben. Zusammen mit ihm kamen diejenigen, welche die Stafette übernehmen sollten: Peter Hänssler, den Wilhelm Waibel auf diese Arbeit vorbereitete, und Oberbürgermeister Oliver Ehret, von dem die Fortsetzung der freundschaftlichen Beziehungen in großem Maße abhängt.

Hänssler ist in Kobeljaki schon eine bekannte Person: ein freundlicher Mensch, heiter, aber mit nachdenklichen Augen. Er selbst sagt, dass bei seinem neuen Auftrag noch nicht alles klar ist, denn die offizielle Entscheidung muss der Singener Gemeinderat treffen. Dabei zweifelt er aber nicht: Er wird gewählt werden, es gibt ja keine andere Kandidatur. Und auch die Empfehlung von Wilhelm Waibel spielt da eine Rolle. Natürlich wird Hänssler es leichter haben als sein Vorgänger. Schon lange ist das Eis der Feindschaft aufgetaut, es gibt gegenseitige Verständigung, warmherzige Beziehungen, Vertrauen. Auch die Position des Oberbürgermeisters in diesen Angelegenheiten erweckt Hoffnung auf eine positive Prognose.

„Meine Zuneigung zur Ukraine und besonders zu den Menschen in Kobeljaki wurde von Willi Waibel geformt“, gesteht Oliver Ehret:

„Er hat sich so intensiv mit euren Problemen befasst, er war so von eurem stolzen und herzlichen Volk begeistert, er bemühte sich auch zu Hause seine Gefühle möglichst vielen Landsleuten zu vermitteln. Und es hat sich gelohnt. Ich bin sicher, wir werden euch auch weiterhin ein besseres Leben aufbauen helfen.“

Während Oliver Ehret Kobeljaki aktiv kennenlernte und Dutzenden von neuen Bekannten die Hand drückte, versuchte Willi Waibel, sich alles einzuprägen, was er schon kannte und liebte.

Die Gäste besuchten vor allem die Betriebe, denen sie in all diesen Jahren geholfen hatten, und sie sahen, dass die von ihnen geleistete humanitäre Hilfe wirklich den Menschen dient. Im Krankenhaus konnte der – auch wirtschaftlich denkende – Chefarzt, Dr. Iwan Suprunenko, stolz sein: Tags zuvor war die Renovierung der Poliklinik abgeschlossen worden. Diese Renovierung war nur dank der Finanzierung aus Singen möglich. Die Deutschen waren gerührt: In der Vorhalle des

Krankenhauses lächelte von einem Bild der verstorbenen Theodor Tschopp seinen Landsleuten zu. Er hatte so viel für das Krankenhaus getan. *„Vor der Abreise hatte ich ein Telefongespräch mit Frau Tschopp, sie grüßt euch herzlich!“* – *„Und weiter sagte sie, ihr Mann würde sich glücklich fühlen, weil es in seinem Leben die Ukraine und Kobeljaki gab“*, ergänzte Willi Waibel.

Stunden vergingen, Begegnungen mit Freunden, Austausch von Meinungen, Eindrücken und Erinnerungen, Erinnerungen...

Überall wurden die Gäste mit Brot und Salz empfangen, Willi Waibel auch mit Umarmungen. Man dankte ihm und bat ihn wiederzukommen.

Ich weiß nicht, ob die allgemeine Aufmerksamkeit und Achtung dem scheidenden Willi Waibel die schwere Stunde des Abschieds, den er mit einem kleinen Tod verglich, etwas erleichtert haben. Aber Genugtuung und Freude fühlte er doch noch, denn er sagte: *„Wenn die Aufgabe, die du übernommen hast, schon erfüllt ist und ihre Erfüllung dich ein ganzes Stück des Lebens gekostet hat, dann taucht die Frage auf, ob es nicht umsonst war. Ich sage – ohne lange zu überlegen: Es war nicht umsonst! Ich würde wieder dasselbe tun, aber dann schon ohne die vielen Fehler, die ich machte! – Ich verlasse Kobeljaki als Koordinator der Partnerschaftsbeziehungen, aber ich bleibe Ehrenbürger eurer Stadt, ich bleibe euer Freund, und ich werde niemals taub sein, wenn man mich einmal aus Kobeljaki ruft.“*

Blick ins Innere

Ich kam nicht zur Abschiedsstunde. Das ging über meine Kräfte. Ich habe es so erlebt, wie ich konnte: innerlich. Ich habe dem Schicksal nicht vorgeworfen, dass es mir auf meinen Lebensweg zuerst die besten Menschen schickt und dann

verlangt, dass ich mich von ihnen verabschiede. Vielleicht hat es zum Ziel, dass ich an meinem nicht leichten Leben, in dem es viel Rohheit, Herzlosigkeit und Dummheit gab, nicht verzweifle und weiß, dass es andere Begriffe und andere Beziehungen gibt.

Ich habe meine Vorstellungen von Deutschen massiv revidiert. Früher waren sie eindeutig und mit Hass erfüllt. Jetzt aber ist darin das ganze Spektrum von Gefühlen eingeschlossen. Auch heute hasse ich Nazis, die von den Ideen des Übermenschen geblendet nach Osten drangen, um neuen Lebensraum zu erobern, denn das, was sie meinem Volk antaten, darf nicht vergeben und vergessen werden. Aber ich achte die Deutschen, die versuchen, alles, was mit dem Nationalsozialismus verbunden ist, zu verachten und zu bekämpfen. Besonders achte ich ihre Kinder und Enkelkinder, welche die politische und ökonomische Leitung in ihrem eigenen Land übernommen haben; Ihnen gelang es, durch friedliche Initiativen Deutschland in aller Welt zu rehabilitieren. Deshalb sind Sieger und Besiegte im Westen in einer Gemeinschaft integriert. Ich danke den Deutschen, die das Bedürfnis, den Willen und Mut haben, bei denen um Verzeihung zu bitten, die vom Hitlerregime nach Deutschland verschleppt und zu Sklaven des 20. Jahrhunderts wurden. Diese Deutschen bitten um Verzeihung für die Sünden, für die sie keine Verantwortung tragen. Das ist edel, denn es zeugt von hoher Sittlichkeit. Ja, die Deutschen, die lange Jahre im Sumpf des Nazismus waren, haben sich selbst herausgeholfen. Dafür muss man und kann man sie achten. Vielleicht leben sie deshalb heute so gut, weil

sie ein offenes Bekenntnis ihrer Fehler abgelegt haben und dadurch frei wurden.

Aber in der Ukraine wie auch in Russland lebt auch heute noch die Ideologie, die Feindschaft und Misstrauen gegen Europa hegt. Fünfzig Jahre lang kultivierte die sowjetische Propaganda Hysterie gegen Westeuropa, die Staatsmacht führte die Politik des Kalten Krieges gegen den Westen, und sie kämpfte gleichzeitig hart gegen das eigene Volk. Wir sind auch heute immer noch unter dem Einfluss der alten Dogmen, Vorstellungen und Traditionen, obwohl wir von hohen Tribünen herab schon längst laut unsere Unabhängigkeit deklarieren.

Noch niemand von den Rechtsnachfolgern des totalitären Regimes hat bei unserem Volk um Verzeihung gebeten – für die Massenvernichtung der Menschen. „*Wir können nichts dafür*“, sagen die „neuen“ Kommunisten und reihen sich stolz unter die blutigen Fahnen. Wollen wir mit diesem Kommunismus in die EU? Wir müssen zuerst selbst bestimmen, wer wir sind und welche Ziele wir haben. Es ist unangenehm zu hören, wie unsere Staatsmänner Europa zu überzeugen versuchen, dass wir europäisch sind. Aber Europa glaubt nicht an Worte. Es wartet, bis die Ukraine das System von Werten und Institutionen anerkennt und schafft, die in der zivilisierten Welt schon lange funktionieren. Wir müssen verstehen, dass die Hauptkriterien der EU-Mitgliedschaft gar nicht in der Ökonomie, sondern in gemeinsamen Werten liegen. Vieles muss verändert werden – vom Verhalten unserer Staatsmacht bis zum Umweltschutz. Apropos, die ausländischen Gäste sind schockiert, wenn sie unsere verschmutzte Umwelt sehen.

Wir sind eine Nation mit einem hohen Potenzial der Selbstbehauptung. Wir besitzen bedeutende wirtschaftliche

Möglichkeiten, die beste Schwarzerde, ein günstiges Klima und eine gute geographische Lage. Nicht umsonst war die Ukraine immer Nr. 1 in den Plänen der kriegerischeren Besatzer. Das alles verstand Hitler sehr gut, er wiederholte 1941 immer wieder: Wer die Ukraine besitzt, ist de facto Herrscher in ganz Europa. Warum sind wir bei so guten Potenzialen so arm, warum belegen wir die letzten Plätze in Europa, warum setzen wir nicht alle unsere Kräfte in den Aufbau eines wohlhabenden Landes, sondern für innerparteiliche Kämpfe ein, die uns noch ärmer und bedürftiger machen? Das sind Fragen an unsere Regierung, die traditionell ihr Volk nicht hört, an die Politiker, die nur an ihre eigene Bereicherung denken. Wäre es anders, so hätten die Ukrainer schon lange Frieden und Eintracht im eigenen Hause und Wohlstand und Achtung in der ganzen Welt.

Jetzt aber wieder zum Anruf, über den ich am Anfang des Buches berichtet habe. Während ich an diesem Buch arbeitete, ergab es sich, dass mein Ärger verschwand, meine stürmische Reaktion auf die böse Leserin. Und aus dem Gedächtnis tauchte eine ähnliche Episode auf, die mich einmal in Singen beeindruckt hatte.

...Unsere Delegation wurde zu den Jubiläumsfeierlichkeiten der Firma Georg Fischer sehr herzlich empfangen. Auf dem Gelände des Betriebes gehen wir durch eine Menschenmenge Richtung Ausgang. Plötzlich flüstert hinter mir jemand ins Ohr: „*Russe kaputt!*“ Ich sehe mich um, aber keiner hinter mir verrät sich mit einem Blick. Heute scheint es mir komisch, damals aber überfiel mich ein Gefühl von Angst und Gefahr.

Sowohl der Anruf in Kobeljaki als auch diese Worte in Singen zeugen davon, dass nicht alle Menschen bei uns und in Deutschland zur Versöhnung bereit sind. Das bedeutet also, dass vor der Partnerschaft Singen–Kobeljaki noch viele wichtige Aufgaben liegen. Und wir hoffen, dass diese Partnerschaft mit Gottes Willen gestärkt und weiterentwickelt wird. Dass die Menschen, die diese Arbeit koordinieren sollen, sich von hohen Idealen leiten lassen. Daß sie noch mehr erreichen als ihre Vorgänger, weil der schwere Weg zur Freundschaft schon angelegt ist. Man muss diesen Weg nur in Ordnung halten und Unkraut rechtzeitig beseitigen. Wenn dann das Wort „*Deutsche*“ zu hören ist, werden meine Landsleute offen sagen: „*Wir sind keine Feinde mehr!*“

Schlusswort

Das Jahr 2008 nähert sich seinem Ende. Mein Abreißkalender wird mit jedem Tag dünner. Die noch verbliebenen Blätter schmiegen sich aneinander wie kleine Kinder...

Man sagt: Man muss die im laufenden Jahr angefangene Arbeit bis Neujahr abschließen, sonst wird sie dich die nächsten 12 Monate nicht loslassen. Deshalb setze ich endlich einen Schlußpunkt unter meinem Bericht, obwohl ich nicht sicher bin, dass mein Herz loslassen kann.

Ich begann vor drei Jahren, dieses Buch zu schreiben, und ich wusste nicht, dass es so lange dauern und mich so viele Mühen kosten wird. Ich konnte es mir nicht vorstellen, dass ich Angst, Mitleid, Verzweiflung, tiefe Depression erleben werde, dass mein Manuskript monatelang im Fach meines Schreibtisches liegen wird, bis ich mich wieder aufraffe. Einmal hatte ich es wirklich verloren und sechs Monate nicht finden können. Später fand ich es unter seltsamen, fast mystischen Umständen. Besonders schwer fiel mir die Arbeit an den Tagebüchern meiner Eltern: Ich zitierte einzelne Absätze aus dem Ganzen, aber dadurch wurde der Text ärmer, ich wollte kein einziges Wort durch ein anderes ersetzen, obwohl die Rechtschreibung dies von mir verlangte: Ich zweifelte, ob ich das Recht habe, die ganz persönlichen Erlebnisse zu veröffentlichen. Diese Tagebücher lenkten mich von der Realität ab, ich vertiefte mich in sie, und dabei erlebte ich jeden Tag, jedes Jahr mit meinen Eltern wieder und wieder.

Ich fühlte bei meiner Arbeit immer eine innere Verbindung zu meinen Nächsten, ich spürte, dass sie in meiner Nähe sind, dass sie mich segnen. Oft fielen meine Tränen auf die Seiten von „*Unserer Geschichte*“, und die Tinte – auch nach so vielen Jahren – verschwamm.

Die Notizen, die ich als Erbin bekam, waren lebendig für mich...

Mittlerweile habe ich eine eigene „Geschichte“. Und es ist nicht wichtig, dass sie zu Ende ist. Ich bin glücklich, dass ich in dieser Geschichte gerade meine Rolle bekommen habe, dass ich gerade diesen Menschen begegnet bin. Und dass ich am Anfang von Tragischem und Peinlichem, von Großartigem und Hellem stand, dass die Herzen verband.

Wilhelm Josef Waibel

**Der weite Weg vom Hohentwiel zum Dnjepr
Chronik der Städtepartnerschaft Singen - Kobeljaki⁵⁷**

Während des Zweiten Weltkrieges waren ca. 3000 Menschen aus allen vom Naziregime besetzten Ländern Europas als Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Singen, um dort in den kriegswichtigen Industriebetrieben, vor allem bei MAGGI, Georg Fischer AG, und Alusingen die Arbeit der zur Wehrmacht eingezogenen Deutschen zu ersetzen. Jeder sechste Singener war also zum damaligen Zeitpunkt ein Gefangener. So lebten Männer und Frauen, ja auch elfjährige Kinder ohne ihre Eltern, in Lagern, untergebracht in Baracken. Besonders streng wurden die Kriegsgefangenen und die Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion - *Ostarbeiter* genannt - hinter Stacheldraht gehalten. Die in den nach dem Kriege, z.B. in den Werksarchiven vorgefundenen Akten zeigen ein überwiegend positives Bild über die Ernährung und Behandlung dieser Gefangenen auf. Der Verfasser dieses Berichtes beschäftigt sich seit mehr als 30 Jahren mit diesem Thema: Die Suche nach ehemaligen Gefangenen in ganz Europa, vor allem aber in der Ukraine, woher die überwiegende Zahl der Gefangenen stammte, brachte Licht in dieses dunkle Kapitel der Geschichte Singens, die ausführlich in seinem Buch „Schatten am Hohentwiel“ - Labhard-Verlag Konstanz, dargestellt ist. Das Ergebnis: Die Behandlung, wie auch die

⁵⁷ Wilhelm Waibel verfasste diesen Text im Dezember 2006 für die Akten der Stadtverwaltung Singen als Abschlussbericht seiner aktiven Tätigkeit als Partnerschaftsbeauftragter. Es ist die bisher einzige Chronik zur Städtepartnerschaft Singen und Kobeljaki und wird hier deshalb in leicht gekürzter Fassung abgedruckt. [CSch]

Ernährung, hingen sehr stark ab von der Führungspersönlichkeit der Lager. Da gibt es Schilderungen über miserable Ernährung, Schläge, Einweisungen ins KZ, auch eine Erschießung durch den Werkschutz von Alusingen ist dokumentiert. Am Rande des Singener Waldfriedhofs wurden damals ca. 50 Gefangene beerdigt, im Geburtsregister Singen sind aus dieser Zeit mehr als 70 Geburten gefangener Mütter verzeichnet. Was den Umgang mit den Bewohnern Singens anbelangt, kann man aufgrund der Recherchen festhalten, dass sich wohl die überwiegende Mehrzahl der Singener an die gesetzlichen Vorschriften hielt: Kein Umgang mit den Gefangenen! Es gibt aber, trotz strengsten Verbotes, auch sehr positive Beispiele zutiefst menschlicher Kontakte der Bevölkerung zu den Gefangenen, die ehemalige Gefangene z.T. als „lebensrettend“ bezeichneten.

Viele ehemalige Gefangene konnten durch die umfangreichen Recherchen des Verfassers, vor allem während vieler Reisen in die Ukraine, aufgespürt werden. An dieser Stelle müssen drei ukrainische Bürger genannt werden, ohne deren massive Hilfe in der ersten Phase dieser Suche der Erfolg nicht möglich gewesen wäre: Wasilij Kotljar aus Poltawa, Wladimir Ogitschuk aus Kobeljaki und die Dolmetscherin Elena Daniljuk aus Poltawa. Aus dieser privaten Suche ist letztendlich eine Städtepartnerschaft zwischen der Stadt Singen (Hohentwiel) und der Stadt Kobeljaki im Gebiet Poltawa/ Ukraine entstanden: Aus dem Gebiet Poltawa stammten die meisten Zwangsarbeiter.

Die Stationen dieser Partnerschaft sind im Folgenden dargestellt:

Singen - Kobeljaki : Stationen einer Städtepartnerschaft

1969

Beginn konkreter Recherchen auf privater Basis nach ehemaligen Zwangsarbeitern; Befragung deutscher Zeitzeugen, Aufbau einer Adress-Datenbank ehemaliger Zwangsarbeiter

1974

Beginn des Versandes von Suchbriefen in mehrere Länder Europas - Wenige Antworten aus Westeuropa, keine Antworten aus Osteuropa. Vorläufige Einstellung der Suche, um die Gesuchten nicht zu gefährden.

1984

Erneuter Anlauf zur Suche in Osteuropa - Ohne jede Antwort

1989

Während der Perestroika: Bitte um Suchhilfe an den Oberbürgermeister der ukrainischen Gebietshauptstadt Poltawa, denn von dort stammen die meisten der Deportierten aus den bisher erfassten Daten. Im Mai 1989 eine erste Antwort: Der Poltawer Journalist Wasilij Fjedorowitsch Kotljar meldet sich, und er bietet sich an, alle Unterstützung in der Suche nach ehemaligen Zwangsarbeitern zu geben. In ukrainischen Zeitungen und im Rundfunk Poltawa ruft er auf: „*Zwangsarbeiter aus Singen meldet Euch!*“ Im August 1989 kommen die ersten Ergebnisse: Aus Singen gemeldete Zwangsarbeiter werden dort gefunden, erste Antworten der Gefangenen auf Fragebogen gehen ein. Es gibt aber auch Suchanzeigen aus der Ukraine: Angehörige versuchen, Licht in das Schicksal von Vätern, Söhnen, Töchtern zu erhalten, die deportiert wurden,

jedoch nicht mehr zurückgekehrt sind. Aus Singen werden Sterbefälle gemeldet, um Angehörige in der Ukraine zu benachrichtigen.

1990

Am 30. Juni 1990 treffen sich - aufgrund der privaten Kontakte zwischen W. Kotljar und W. Waibel - in der Stadt Kobeljaki, im Gebiet Poltawa, ehemalige Zwangsarbeiter zur Gründung einer „*Vereinigung der ehemaligen Zwangsarbeiter*“, die aus der Ukraine während des 2. Weltkrieges nach Deutschland deportiert wurden. So wird Kobeljaki zur Keimzelle der sich erstmals formierenden ehemaligen Zwangsarbeiter aus dem Oblast Poltawa. Und diese Gründungsgruppe bittet die Administration von Kobeljaki darum, mit der Stadt Singen am Hohentwiel Kontakt aufzunehmen wegen einer Städtepartnerschaft. Dieser Wunsch geht am 30.06.1990 an den Oberbürgermeister der Stadt Singen, Friedhelm Möhrle. Am 14. Dezember 1990 kommt bereits eine erste Delegation aus Poltawa und Kobeljaki durch Vermittlung von Wilhelm Waibel in die Stadt am Hohentwiel. Die Einladung hatte der damalige Oberbürgermeister Friedhelm Möhrle ausgesprochen. Geleitet wurde die Delegation vom Präsidenten der Zwangsarbeiter, Wasilij F. Kotljar und von Wladimir Ogijschuk, dem damaligen Vorsitzenden des Kreissowjets der Volksdeputierten. Neben zwei Zwangsarbeitern, die erstmals nach 50 Jahren ihren früheren „Arbeitsplatz“ besuchen, waren noch ein Vertreter der Poltawer Gewerkschaft und der orthodoxe Erzbischof des Gebiets Poltawa, sowie die Dolmetscherin Lena Daniljuk dabei. Der Entwurf für eine Partnerschaft war im Reisegepäck der Ukrainer, aber die Zeit war dafür im Singener Rathaus noch nicht reif.

1991

Im Juli 1991 organisiert Wilhelm Waibel eine Gruppenreise nach Poltawa und Kobeljaki: 16 Personen aus verschiedenen Gruppierungen in Singen fliegen am 12. Juli 1991 nach Kiew, und von dort werden wir zu ersten Treffen mit ehemaligen Zwangsarbeitern in Poltawa und Kobeljaki gebracht. In Kobeljaki gibt es erste Begegnungen mit der dortigen Stadtverwaltung unter Leitung von Oberbürgermeister Wladimir Tschernjawski. Am 30. Oktober 1991 kommt es dann im Hotel Tourist in Poltawa in Anwesenheit mehrerer hundert Zwangsarbeiter zur Gründung der „Ukrainischen Vereinigung ehemaliger Zwangsarbeiter in Deutschland“. Zum Präsidenten wird Wasilij Kotljar gewählt, und auf Vorschlag aus der Versammlung wird der Initiator aus Deutschland, Wilhelm Waibel, einstimmig zum Vorstandsmitglied und zum Ansprechpartner der Vereinigung in Deutschland gewählt.

Am 14. November 1991 stellt der damalige SPD-Stadtrat Kurt Wolf, der auch mit der ersten Singener Delegation nach Kobeljaki gereist war, im Gemeinderat den Antrag auf eine Städtepartnerschaft mit Kobeljaki.

1992

Am 28. April 1992 beschließt der Gemeinderat der Stadt Singen unter Oberbürgermeister Friedhelm Möhrle und auf Antrag von Stadtrat Kurt Wolf einstimmig, dass Stadt und Kreis Kobeljaki Partner zu Singen werden soll. Mit diesem Zeitpunkt wird aus der Privatinitiative von Wilhelm J. Waibel eine städtische Aktion. Wilhelm Waibel wird Partnerschaftsbeauftragter der Stadt Singen für Kobeljaki. Im September 1992 gastiert dann auf Einladung der Stadt Singen

der Studentenchor KALINA der Pädagogischen Hochschule Poltawa in Singen.

1993

Am 30. Mai 1993 unterzeichnen der Oberbürgermeister von Kobeljaki, Wladimir Tschernjawski, der auch in den Folgejahren die Beziehung zu Singen unterstützt, und der Singener Bürgermeister, Manfred Schlegel, die Partnerschaftsurkunde im Rathaus von Kobeljaki. Eine Gruppe Singener Bürger nimmt an der Feier teil. Die Gegenzeichnung des Vertrages in Singen erfolgt am 19. Oktober 1993 in Singen im Rahmen eines Festaktes im Rathaus: Oberbürgermeister Friedhelm Möhrle und Oberbürgermeister Wladimir Tschernjawski unterzeichnen die Urkunde. Mit diesem Datum beginnt auch die regelmässige Versorgung von etwa 25 an Diabetes erkrankten Kindern und Jugendlichen in Kobeljaki mit Insulin aus der Partnerstadt Singen (Wert pro Jahr ca. DM 40.000). Im Herbst 1993 geht der erste Hilfskonvoi auf die Fahrt über Kiew nach Kobeljaki.

1994 - 1997

Ab diesem Zeitraum laufen bis zum heutigen Tage viele Aktionen, wie Austausch von Sportlern, Begegnungen von Wirtschaftsfachleuten, aber immer wieder besuchen auch ehemalige Zwangsarbeiter die Stadt am Hohentwiel und es gibt dabei Begegnungen mit ihren früheren „Arbeitgebern“. Jedes Jahr werden 1 - 2 Hilfslieferungen aus Spenden der Bevölkerung und in Singen ansässiger Unternehmen und Organisationen (jeweils mit einem Warenwert in Höhe von ca. DM 50.000) organisiert: Überwiegend sind es Medikamente, medizinische Geräte, Rollstühle. Im Jahre 1995 wurden aber auch Waschbecken, Toilettenschüsseln und Duschwannen mit

komplettem Installationszubehör im Konvoi nach Kobeljaki gebracht.

Im Oktober 1994 besuchte der neugewählte Singener Oberbürgermeister, Andreas Renner, zusammen mit dem Partnerschaftsbeauftragten Wilhelm Waibel, die Partnerstadt am Dnjepr. Die Unterstützung durch die Singener Stadtverwaltung wird fortgesetzt bzw. verstärkt. Die Routine partnerschaftlicher Beziehungen tritt jetzt ein mit Besuchen und Gegenbesuchen verschiedenster Gruppen, Schwerpunkt ist aber bis heute die humanitäre Hilfe im medizinischen und sozialen Umfeld mit dem Ziel, die schlimmste Not in Kobeljaki zu lindern.

Alle Versuche, für unsere Partnerstadt privatwirtschaftliche Beziehungen in Deutschland - und umgekehrt - aufzubauen, scheitern. Schuld daran sind die ungleichen ökonomischen Systeme, fehlende gesetzliche Bedingungen in der Ukraine, zum Teil scheitern aber solche Versuche auch nur daran, dass von bestimmter Seite in der Ukraine privatwirtschaftliche Aktivitäten immer noch nicht so ganz akzeptiert werden.

Im Juni 1997 reist eine Fußballmannschaft der DJK Singen nach Kobeljaki, um sich mit jungen Sportlern aus Kobeljaki zu treffen.

1998

Höhepunkt der bisherigen Hilfsaktionen war der Konvoi, der am 6. Oktober 1998 in Kobeljaki eintraf (Warenwert des Konvois ca. DM 400.000): Das Krankenhaus wurde durch eine großzügige Spende der Alusuisse, Werk Singen (heute ALCAN), mit wertvollen und dringendst benötigten medizinischen Geräten versorgt (Operationstisch, Ultraschallgerät, Anästhesiegerät, Brutkasten und Krankenwagen).

Die 50 Helferinnen der Sozialstation werden mit Fahrrädern ausgerüstet. Mit dabei waren auch ein halbes hundert Kartons mit Bekleidung und Schuhen, die vor allem von der katholischen Pfarrei St. Elisabeth in Singen gesammelt wurden. Vorangegangen war dieser wertvollen Hilfe eine Privatreise, welche im Oktober 1997 der Partnerschaftsbeauftragte Wilhelm J. Waibel zusammen mit dem Verwaltungsratspräsidenten der Alusuisse, Dr. Theodor Tschopp, nach Kobeljaki unternahm. Einige Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeitern, der Kontakt mit der Verwaltung und der Bevölkerung von Kobeljaki, vor allem aber die aufmerksame Besichtigung des Krankenhauses und seiner Ausrüstung haben sicher die Wurzeln gelegt für eine großzügige Spende dieses Unternehmens an die Stadt Singen - festgelegt für die Anschaffung medizinischer Geräte für das Kreiskrankenhaus in Kobeljaki.

1999

Im Mai 1999 weilte eine dreiköpfige Delegation aus Singen in Kobeljaki. Mit an Bord war wieder Insulin und notwendiges Zubehör zur weiteren Versorgung der an Diabetes erkrankten Kobeljaker Kinder und Jugendlichen. Ein Arzt des Singener Krankenhauses war in der Gruppe, um Ärzte und Diabeteskranke in Kobeljaki zu informieren, wie Zuckerkranken in Deutschland behandelt werden. Ein Fachmann aus der Foto- und Filmbranche aus Singen war mitgereist, um einen Videofilm über die Partnerstadt am Dnjepr zu drehen.

Für Wilhelm J. Waibel diente diese Reise aber auch der exakten Vorbereitung des nächsten Hilfskonvois für Oktober.

Im September 1999 kommen Landrat W. Tschernjawski, seine Frau und der Oberbürgermeister von Kobeljaki, Alexander

Isip nach Singen, um an der Jubiläumsfeier „100 Jahre Singen“ teil zu nehmen.

Im Oktober 1999 geht erneut eine Hilfslieferung mit medizinischen Geräten, Medikamenten und einer großen Menge gebrauchter Bekleidung nach Kobeljaki. Vor Ort beaufsichtigt eine kleine Delegation aus Singen - Siegfried Schaible und Thomas Herm, beide aus der Pfarrei St. Elisabeth in Singen, die Verteilung der Hilfslieferung. Diese Pfarrei war auch maßgeblich an der Vorbereitung des Konvois beteiligt. Auch bei dieser Lieferung gibt es leider erneut Zollschwierigkeiten, die bis in den Januar 2000 hinein reichen.

2000

Es beginnt das siebte Jahr der regelmäßigen Versorgung zuckerkranker Kinder und Jugendlicher in unserer Partnerstadt Kobeljaki; per Luftfracht geht im Mai 2000 die nächste Ration Insulin zu den Kranken.

Im Mai 2000 wird auch der bisherige Landrat, Wladimir Tschernjawski, vom Präsidenten Kutschma abgelöst und an seine Stelle tritt Alexander Kopelez.

Am 25. Juli 2000 singt der Studentenchor KALINA aus Poltawa anlässlich der Landesgartenschau vor 3000 Zuhörern in Singen. Es ist der vierte Besuch dieses Chores der Pädagogischen Universität von Poltawa; ein Teil der Chormitglieder stammt aus Kobeljaki.

Am 28. Juli 2000 reiste eine 7-köpfige Delegation des Gemeinderates Singen mit OB Renner an der Spitze - organisiert und angeführt durch den Partnerschaftsbeauftragten Wilhelm J. Waibel - zu einem Informationsbesuch nach Kobeljaki, begleitet von einem Fernsehteam des SWR, vom Seefunk Konstanz und von einer Redakteurin des *Südkurier*, Singen. Hauptthema für die

Medienvertreter war die bald anlaufende Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter; wir erleben Versammlungen mit ca. 300 Betroffenen. Zweifel, vor allem an der Vertrauenswürdigkeit der eigenen Behörden und Funktionäre, sind überall bei der Bevölkerung zu spüren.

Bei einem Treffen mit ukrainischen Kriegsveteranen im Dorf Radjansk laden diese Männer sehr eindringlich dazu ein, dass bei der nächsten Reise auch einmal deutsche Kriegsveteranen, die während des 2. Weltkrieges gegen sie gekämpft haben, den Kreis Kobeljaki besuchen mögen: *„Wir wollen uns die Hand reichen, bevor wir sterben!“*

Im Zusammenhang mit der Partnerschaft der beiden Städte steht die Betrachtung des Kobeljaker Krankenhauses im Vordergrund. Dort soll u.a. die baulich desolate Isolierstation in absehbarer Zeit mit Hilfe der Singener renoviert werden. Dieser Teil des Krankenhauses Kobeljaki hat seit Jahren ein undichtes Dach, die Feuchtigkeit ist inzwischen in allen Räumen sichtbar; quadratmetergroße Schimmelpilzflächen sind überall dicht bei den Patientenbetten zu sehen.

Eine Hilfsaktion zur Sanierung dieser Einrichtung ist Ende September 2000 dann bereits gestartet worden, die Arbeit am Dach dieses Gebäudes ist im November 2000 abgeschlossen worden. Die komplette Finanzierung erfolgt durch Spenden in Höhe von ca. DM 20.000 aus Singen. Außerdem sollte die Situation im Krankenhaus-Labor dringend verbessert werden; alte Gurkengläser und Yoghurtbecher dienen heute dort als Laborgläser. Diese Aktion ist für 2001/2002 eingeplant.

2001

Eine fünfköpfige Delegation reist aus Singen Ende Juni 2001 unter Führung des Partnerschaftsbeauftragten Waibel nach Kobeljaki: Im Gepäck ist wieder Insulin im Wert von ca. DM 25.000.

Mit in der Gruppe sind zwei Singener Kriegsveteranen, die während des 2. Weltkrieges im Raum Kobeljaki im militärischen Einsatz waren. Diese 80jährigen Männer werden mit größter Herzlichkeit von den ukrainischen Kriegsveteranen empfangen; sie haben sich nicht nur die Hand gereicht: Sie sind Freunde geworden!

Wir versprechen den ukrainischen Veteranen, dass sie für November 2001 nach Singen eingeladen werden, um u.a. auch den deutschen Volkstrauertag mit zu erleben.

Darüber hinaus dient diese Reise auch der Vorbereitung eines Hilfskonvois, der von der Singener katholischen Pfarrei St. Elisabeth für Ende August 2001 geplant wird: Gebrauchte Bekleidung und Schuhe, Rollstühle, Toilettenstühle, Gehhilfen u.a..

Diese Hilfslieferung geht tatsächlich Ende August nach Kobeljaki, begleitet von Mitgliedern der Pfarrei St. Elisabeth. Es gibt Zollprobleme, obwohl alles ordnungsgemäß über Kiew beantragt wurde. Im Oktober 2001 wissen wir noch nicht, ob die Rollstühle u.ä. vom Zoll freigegeben wurden!!! Diese Pfarrei will in 2001 auch noch finanzielle Leistungen erbringen, um im Dorf Daschkiwka das Schuldach zu sanieren.

Es wird bei dieser Reise im Juli 2001 aber auch der Fortschritt der von Singen finanzierten Bauarbeiten an der Isolierstation des Kobeljaker Krankenhaus unter Augenschein genommen. Es fehlt aber noch Geld, um die Isolierstation wirklich auch wieder voll benutzbar zu machen: Weitere DM 10.000 werden im September 2001 überwiesen.

Im September 2001 wird vom Singener Oberbürgermeister Andreas Renner für November 2001 eine 5-köpfige Delegation unter Führung des Kobeljaker Landrates Alexander Kopelez nach Singen eingeladen; mit vorgesehen sind der neue Chefarzt am Krankenhaus Kobeljaki, ein ukrainischer Kriegsveteranen aus dem Dorf Radjansk, ein weiterer aus dem Dorf Lyschtschiniwka und ein ehemaliger Zwangsarbeiter aus Mirgorod. Leider wird diese Reise Ende Oktober 2001 vom Kobeljaker Landrat ohne Begründung abgesagt.

2002

Im Januar 2002 kann die Renovierung des undichten Daches der Isolierstation und die entsprechende Innensanierung durch den Einsatz von Spendenmitteln in Höhe von ca. DM 33.000 abgeschlossen werden.

Vom 4. bis 8. Juli 2002 weilt der Chor TSCHEBREZY aus dem Dorf Biliki im Kreis Kobeljaki in Singen, um einen „Ukrainischen Abend“ zu gestalten. Im Rahmen dieses Konzertes auf der Musikinsel werden 1118,53 EURO gesammelt, welche zur Hilfe für das kleine Krankenhaus in Biliki verwendet werden. Bei der Rückfahrt wird auch wieder Insulin nach Kobeljaki geliefert werden.

2003

Am 22. April 2003 fand in Singen in der Aula des Hegau-Gymnasiums der Festakt statt zur Geburtstagsfeier „10 Jahre Singen - Kobeljaki“, der vom Studentenor KALINA aus Poltawa umrahmt wurde. Zu diesem Fest war auch der Landrat von Kobeljaki, Alexander Kopelez, die Vorsitzende des Kreisrates von Kobeljaki, Valentina Sintschenko, und der Chefarzt von Kobeljaki, Iwan Suprunenko, in Singen. Im Rahmen dieser Feier wurde die Ehrenbürgerschaft von

Kobeljaki an Herrn OB Renner und an Wilhelm J. Waibel durch Landrat Kopelez überreicht.

2004

Aus einer Stiftung des Landes Baden-Württemberg erhält das Krankenhaus Kobeljaki finanzielle Mittel, um endlich das zentrale Labor des Krankenhauses mit einem Analysegerät und mit Sterilisatoren zu versorgen.

Aus Spenden Singener Bürger und von einem Zuschuss von Georg Fischer kann mit der Sanierung des Daches der Poliklinik im Juni 2004 begonnen werden; Noch vor dem Winter 2004 wird das Dach dieses Krankenhauses dann nach vielen Jahren wieder dicht sein.

Im Sommer 2004 erfolgt wieder eine Insulinlieferung zur Versorgung der jungen Diabetiker mit Insulin.

Aus Geldspenden der Singener Bevölkerung und verschiedener anderer Quellen konnten für das Kreis-Krankenhaus Kobeljaki und für verschiedene Dorf-Krankenhäuser einige medizinische Geräte beschafft werden.

2005

Bei der Reise einer kleinen Delegation nach Kobeljaki fanden erste Gespräche statt mit der – im Rahmen der „Orangen Revolution“ – neuen Kreis-Administration: An der Spitze des Kreises steht jetzt Landrat Oleg Reschetilo. Verschiedene Führungskräfte im Kreis sind „ausgetauscht“ worden, darunter auch der Chefarzt des Kreiskrankenhauses. Unsere großen Erwartungen an die Orangene Revolution, auf die ich persönlich - als leidenschaftlicher Demokrat - so große Hoffnung gesetzt habe, sind bisher leider nicht in Erfüllung gegangen: Die offiziellen Beziehungen sind „amtlich und kalt“ geworden; die persönliche Beziehung zwischen der

Kreisverwaltung und dem Partnerschaftsbeauftragten ist nahezu auf den Nullpunkt gerutscht.

Unabhängig davon sind aber die Hilfsaktionen weiter gegangen: Noch einmal wurden im Spätjahr 2005 die diabeteskranken Kinder und Jugendlichen mit Insulin versorgt. Weil wir ab 2006 Probleme haben werden mit der preiswerten Beschaffung des Insulins, steht die Belieferung der Diabetiker in Kobeljaki wahrscheinlich vor dem Aus: Ein Drama für die Betroffenen!

Eine weitere Hilfsaktion in 2005: Einem 45jährigen Familienvater in Kobeljaki konnten wir durch eine Geldspende die Nieren-Transplantation in Dnjepropetrowsk ermöglichen. Sie ist erfolgreich verlaufen und das macht uns glücklich.

Im Oktober 2005 erfolgte die lange geplante Lieferung von zwei gebrauchten Feuerwehr-Fahrzeugen nach Kobeljaki und die Einweisung der Kobeljaker-Feuerwehr durch zwei Feuerwehrleute aus Singen.

Als Spende eines Singener Rotary-Mitglieds konnte eine gebrauchte Dental-Röntgenanlage in die Poliklinik in Kobeljaki gebracht werden

2006

Im Vordergrund der Aktivitäten in 2006 stand der Besuch einer Delegation aus Kobeljaki Ende September 2006 in Singen; die Teilnehmer: Landrat Oleg Reschetilo, der Vorsitzende des Rayonsrates Wladimir Shukow, der Oberbürgermeister der Stadt Kobeljaki – Alexander Isyp, der Leiter der Poliklinik – Dr. Valery Korobeinik und der Vorsitzende des Finanzausschusses Glib Uljanenko. Neben Besuchen von Agrareinrichtungen, Gesprächen und Vorführungen über alternative Energie-Wege sowie über medizinische

Einrichtungen. Es war die erste Begegnung mit dem Nachfolger von Andreas Renner: OB Oliver Ehret. Landrat Reschetilo würdigte die Entstehung dieser Partnerschaft durch Willi Waibel und seinen Kontaktpersonen in Kobeljaki. Besondere Verdienste habe Willi Waibel für die Verbesserung der Anerkennung der ehemaligen Zwangsarbeiter erreicht.

In seiner Antwort-Rede zeigte OB Ehret die Gründungsarbeiten der Städtepartnerschaft auf, dankte seinen Vorgängern Renner und Möhrle für die Bereitschaft, eine solche Städtepartnerschaft zu gründen und zu pflegen. Er würdigte ebenfalls die besondere Leistung von Willi Waibel und all seinen Helfern.

Im Rahmen dieses Treffens wurde auch die „Kobeljaki-Straße“ im Singener Norden in Anwesenheit der Gäste offiziell freigegeben.

Vom 30.10.06 bis 2.11.06 weilte eine Dreiergruppe aus Singen in Kobeljaki: OB Oliver Ehret, der bisherige Partnerschaftsbeauftragte Willi Waibel und sein Nachfolger ab 2007 – Peter Hänssler. Willi Waibel verabschiedete sich offiziell aus seinem bisherigen Amt, und er zeigte noch einmal auf, dass Versöhnungs- und Friedensarbeit seine Triebfeder waren. Allerdings hätte die Linderung der Not im sozialen und medizinischen Bereich absoluten Vorrang gehabt vor „Vergnügungsreisen“ von Delegationen aus Kultur, Sport und Politik: Wer Spendengelder für die Lösung der absolut notwendigsten Anschaffungen und Renovierungen im medizinischen und sozialen Umfeld bei den Mitbürgern und Institutionen in Singen erbittet, kann nicht gleichzeitig für „Ausflüge“ gerade stehen. Vertreten könne er in diesem Zusammenhang aber die Förderung einer Reise von Journalisten und einem Fotografen aus Kobeljaki, um damit ein Signal zu setzen für die Verbesserung der freien

Information im Rayon Kobeljaki: Waibel: „*Eine freie Presse ist die Hefe im Teig der Demokratie!*“

In der weiteren Versorgung der Diabetiker im Kreis Kobeljaki gibt es unterschiedliche Auffassungen: Alle durch Singen eingeholten Informationen zeigen auf, dass die Mehrzahl der Diabetiker auf die Hilfe aus Singen angewiesen ist, um zu überleben. Dieser Tatbestand wird allerdings von einzelnen „Funktionären“ in Kobeljaki absolut verneint mit dem Hinweis, dass „unsere Diabetiker die Medikamente in Kobeljaki kaufen können!“

An dieser Stelle soll auch erwähnt sein, dass der „Freundeskreis Kobeljaki der Pfarrei St. Elisabeth“ seit 10 Jahren tatkräftig die humanitäre Hilfe für Kobeljaki durch regelmäßige Hilfstransporte unterstützt; die Initiatoren sind Siegfried Schaible und Thomas Herm. Es ist allerdings nicht sicher, ob diese Aktion fortgesetzt wird.

Fazit:

Der Warenwert aller Hilfslieferungen, die seit 1993 durch die Stadtverwaltung Singen, der Bürgeraktion Singen – Kobeljaki, den Freundeskreis Kobeljaki der Pfarrei St. Elisabeth und durch die Spenden aus Bevölkerung und Geschäftswelt auf den langen Weg vom Hohentwiel in die Partnerstadt Kobeljaki geschickt wurden, dürfte sicher ca. 700.000 EURO betragen. Unbezahlbar ist allerdings das, was von Herz zu Herz „transportiert“ wurde und was an Versöhnung und Freundschaft zwischen den ukrainischen und deutschen Menschen erreicht werden konnte. (...)

Singen, 31.12.2006

Wilhelm J. Waibel